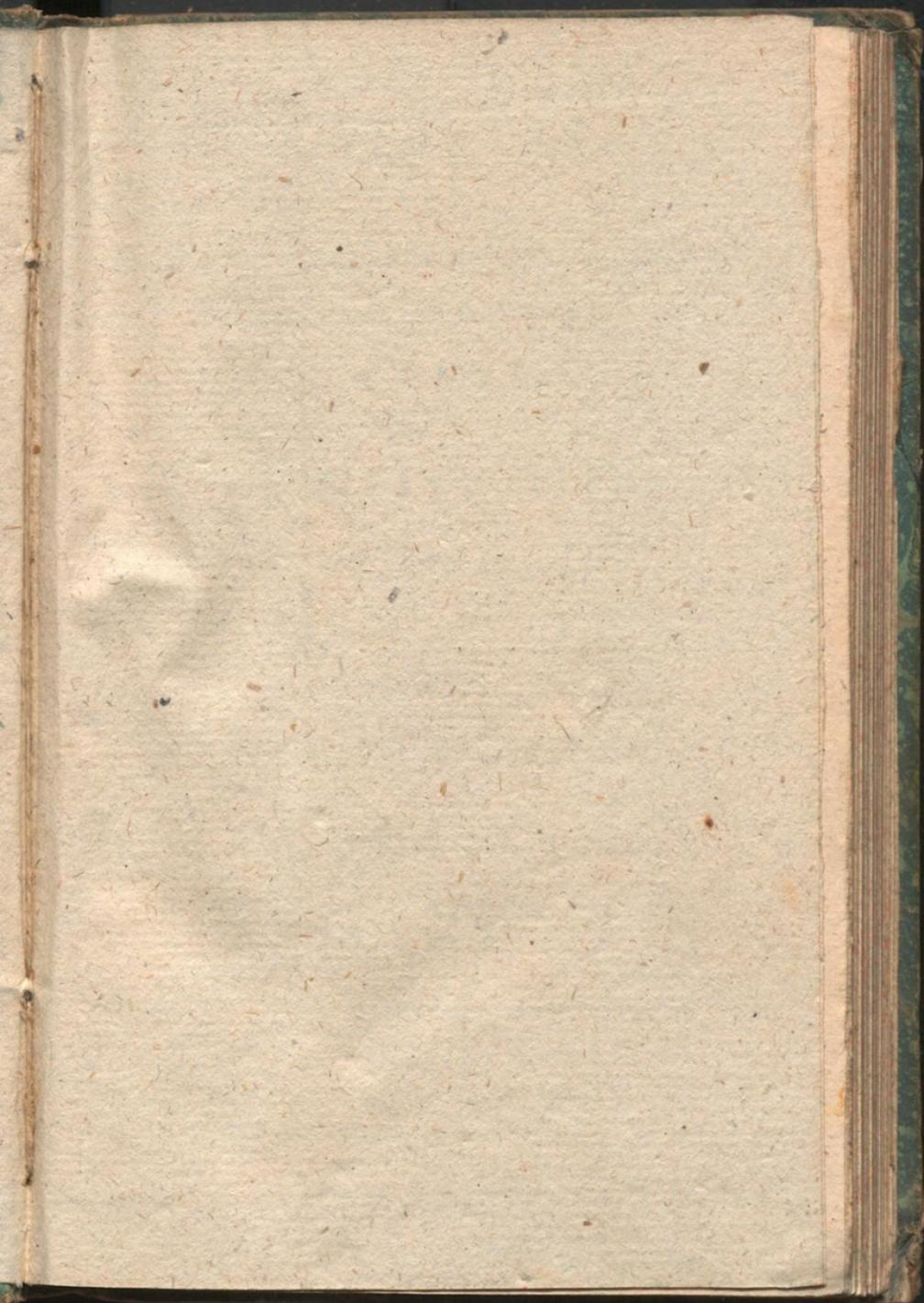
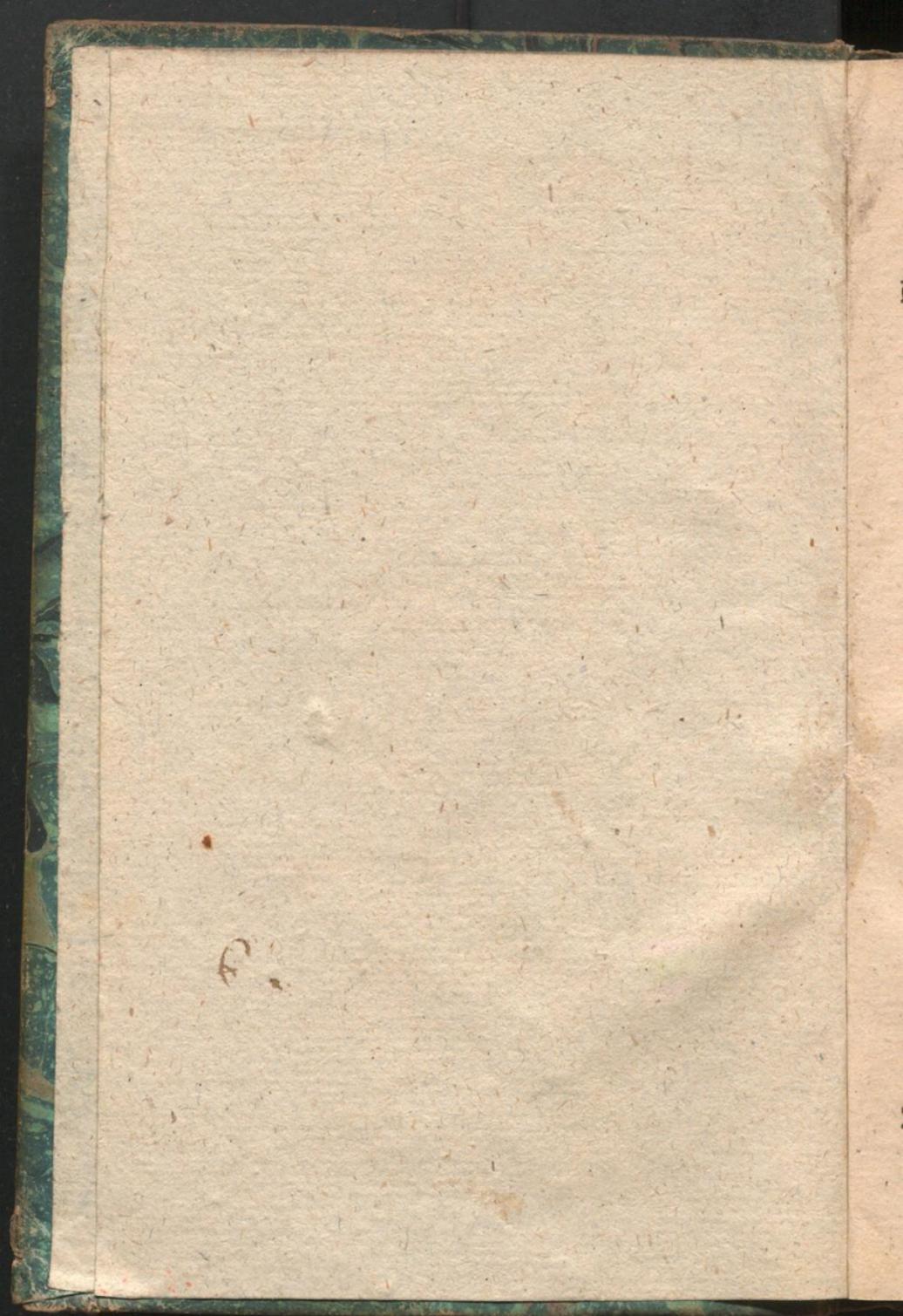


Wiener Stadt-Bibliothek.

17776/4A

2251





Biographien

der

durch die merkwürdigsten Thaten
ausgezeichneten und berühmtesten

Männer

in

allen Welttheilen.

Aus acht Quellen gezogen.

Enthält:

- 1.) Leopold den Dritten, den Bierherben.
- 2.) König Johann von Böhmen.
- 3.) Erzherzog Siegmund den Ersten, Grafen zu Tyrol.

G. D.

Wien, 1806.

Im Verlage bey Ludwig Mausberger
k. k. privilegirten Buchdrucker.



Biographien

der

Durch die merkwürdigsten Thaten
ausgezeichneten und berühmtesten

Männer

in

allen Welttheilen.

Aus achtten Quellen gezogen.

Vierter Band,

enthält:

- I. Leopold den Dritten, den Biederbetti.
 - II. König Johann von Böhmen.
 - III. Erzherzog Siegmund den Ersten,
Grafen zu Tyrol.
-

Wien, 1806.

Im Verlage bey Ludwig Mausberger,
k. k. privilegirten Buchdrucker.



Sammlung Wurzbach

Leopold der Dritte, der Biederbe.

Dieser Fürst war geboren im Jahre 1350 und starb den 19ten July 1386 er hieß der Biederbe oder Biederere, weil er durch Rittertugend berühmt, und nach der Zeiten Begriff ein Ritter ohne Fehl und Tadel war. Der Sprache und der Sitten Unkundige wädhnten, bieder bedeute einen frommen Mann, und nannten ihn den Frommen. Leopold, feuriger als alle seine Brüder, frühzeitig Vater mehrerer Kinder, strebte als solcher gar bald nach dem Besitze aller österreichischen Länder, und legte hiedurch den Grund zum zeitlichen Verfall seiner Hauses, ohne daß er daran dachte. Denn indem er von dem weisen Familiengesetz seines Vaters und der Anordnung seines Bruders Rudolph, die er selbst unterfertigte, abwich, und Selbstherrscher einiger österreichischen Länder seyn wollte, verursachte er Spaltung, und Zwist zwischen sich und Albrecht seinem Bruder, in welchem sich die Stände und Länder theilten, Parthey nahmen, und so der Unruhen viele veranlaßten. Zwar stammte sich Leopold den Friedensförern

mit mächtigen Arme entgegen, dann demüthigte er auch die hochmüthigen Edeln in Oesterreich und der Steyermark, zerbrach ihre Burgen, nahm einige gefangen, und strafte sie nach ihrem Verdienste. Allein der Same der Unruhen war einmal ausgestreut, und er trieb wie Unkraut von Zeit zu Zeit neue Schößlinge hervor, und konnte nicht aller Orten gänzlich ausgerottet werden.

Einen weit schwerern Kampf hatte er in seinen Oberlanden zu bestehen, dem er nicht gewachsen war, Frankreich und England, lange Zeit mit einander im Kriege begriffen, hatten endlich Friede gemacht. Durch diesen wurden viele tausend im englischen Solde gestandene Soldaten außer Dienst gesetzt, sie rotteten sich zusammen, zu ihnen gesellte sich alles lose Gesindel, Räuber, Mörder, Mordbrenner und alle Taugenichtse. Sie plünderten, raubten, mordeten, und sengten an beyden Ufern des Oberrheines, wohin sie nur kamen. Nach einiger Zeit nahm sie Ingelnam Herr von Coucy, ein Enkel des Herzogs Leopold des Ersten von Oesterreich zu Hilfe, denn er forderte die Herausgabe der Allodialgüter, und Heyraths = Mitgift seiner Mutter Katharina, einer Tochter des erwähnten Fürsten. Leopold konnte den mächtigen Coucy nicht befriedigen, aber ihm auch nicht widerstehen, und so mußte er geschehen lassen, was geschah. Coucy durchstreifte mit einem Heere von mehr als 40000 Mann, Oberelsaß, den Breisgau, drang über den Hauenstein ins Nargau, und brandschagte alles Land vom Neuburgersee bis

an die Gebirge von Schwiz, und die Mark von Zürich. Alles entfloh, und niemand wagte es, sich entgegen zu setzen, nur die Entlibucher trieben die Horde zurück, und die Berner hiengen ihr eine gewaltige Schlappe an. Indem diese Räuberschaaren alles zerstörten und verwüsteten, so zwang sie endlich der Hunger, ihren Rückzug ins Elfaß zu nehmen.

Leopold sah das hereinbrechende Ungewitter, konnte aber keine anderen Mittel, es hintanzuhalten, ausfindig machen, als daß er Breysach besetzte, und die Städte und Burgen deckte, wohin er alle Bewohner in offenen Marktflecken und Dörfern mit ihren Habseligkeiten sich zu begeben befahl. Der Greuel der Verwüstung brachte die schreckliche Folge eine Hungersnoth hervor, wodurch die zu Grunde gerichteten Landesbewohner größtentheils ausgerieben worden. Concy verglich sich zuletzt mit dem Herzoge, daß ihm dieser die Herrschaften Niddau und Büren abtrat, indem aber diese der Stadt Freiburg im Uchtlande verpfändet waren, so erbot sich Leopold, sie durch eine Summe von 48000 Gulden schadlos zu halten, und diese Schuld in sieben Jahren gänzlich zu tilgen. Die Geschichtschreiber der Schweizer-Eidgenossen Simler und Stumpf erzählen diese Begebenheit der offenbarsten Wahrheit zuwider, und schreiben: der Herzog Leopold habe aus Haß gegen die Eidgenossen, indem er selbst zu schwach gewesen sey, sie zu bekriegen, ihnen die Engländer auf den Hals geschickt. Wenn einmal Haß und Vorurtheil die Feder eines Geschichtschreibers führen,

so würdiget er sich selbst herab, und erregt selbst dann Mißtrauen gegen seine Aufrichtigkeit, wenn er die Wahrheit wirklich schreibt. Diese Männer haben daher auch vergessen, daß Leopold um diese Zeit mit den Eidgenossen in gutem Vernehmen stand, mit ihnen den Thorberger Frieden auf eilsf Jahre erneuert hatte, und kein Grund zu neuen Feindseligkeiten vorhanden war. Sie erinnerten sich nicht, daß gerade die Länder des Herzogs den größten Schaden litten, welches gewiß nicht würde geschehen seyn, wenn er mit Coucy einverständlich gehandelt hätte. Der biedere Schodeler erzählt weit aufrichtiger, und sagt ausdrücklich, daß Coucy jenes Volk in das Land geführt habe, die durch seine Mutter erlangten Ansprüche durchzusetzen. Den unwiderlegbarsten Beweis aber giebt Coucy selbst, in seinem Schreiben an die Städte Calmor, Strassburg und andere, worinn er ihnen kund machet: er sey gekommen seine Erbschaft zu behaupten, welche ihm von den Herzogen Albrecht und Leopold ungerechtmassen vorenthalten werde, er versichert sie: daß er wider die Reichsunterthanen nichts feindseliges vorhabe, sondern nur gegen diejenigen zu Felde ziehe, die ihn an seinen Rechten hindern, und sie ihm zurückhielten.

Es war nicht genug, daß Leopolds Unterthanen durch den Krieg verarmten, und den fürchterlichen Hungertod sterben mußten; es drückte sie auch noch eine andere Plage. Eine Menge Geisterbanner, Zauberer, Wahrsäger in verschiedener Gestalt, und

ruhloses Gefindel zogen im Lande umher, betrogen und bestahlen das arme Volk. Aber nicht sobald wurde Leopold hievon verständiget, als er sie auffuchen und zusammenfangen ließ, und dann mit der äußersten Strenge bestrafte, wodurch er in kurzer Zeit so viel bewirkte, daß sie alle verschwanden.

Leopold wollte dem ansehnlichen Ubel daselbst ein Vergnügen machen, und durch ein stattliches Turnier die Tapferkeit und Geschicklichkeit seiner Ritter üben. Er begab sich in der Fastnacht nach Basel, daselbst Kurzweil zu treiben, und das vorhabende Turnier zu halten. Ganz Basel strömte zu diesem adelichen Schauspiele hinzu, da es begann. Die Schranken wurden eröffnet, die Ritter tummelten sich bereits in demselben herum, warfen Spieße, und brachen Lanzen, als plötzlich ein Lärmen entstand. Einige aus den zu nahe stehenden Pöbelhaufen wurden von den Pferden getreten, andere durch die Trümmer zersplitterter Lanzen verwundet. Dieß benützten einige boshafte Meider des Herzoges, scheelsüchtige Bürger von Basel hetzten den Pöbel auf, sich an den Rittern zu rächen, läuteten die Sturmglocke, und machten Miene, alle insgesamt zu erschlagen. Der wüthende Pöbel stürzte in die Schranken, und fiel über die Ritter her; Leopold, dem es vielleicht vorzüglich gelten sollte, entfernte sich schnell vom Kampfsplatze, sprengte an den Rhein, stürzte sich mit dem Pferde hinein, und entgieng schwimmend einer augenscheinlichen Lebensgefahr durch eine andere. Die zurückgebliebenen Ritter hatte die Stadt-

sbrigkeit dem Pöbelgrimme dadurch entzogen, daß sie dieselben in den Gefängnissen der Stadt eine kurze Zeit verwahrte, und sie, nachdem sich der Sturm gelegt hatte, auf freyen Fuß setzte. Die Ursache dieses Tumultes schien eigentlich Rache der Basler Bürger gewesen zu seyn, welche nicht vergessen konnten, daß der Herzog ihrem Bischofe wider sie in einer Fehde beigestanden, und bis zum Erfasse der aufgewandten Kriegskosten von demselben Kleinbasel als Unterpfind erhalten hatte, welches sie nicht wohl verschmerzen konnten.

Die Bürger von Triest hatten sich in den Schutz des Hauses von Oesterreich begeben, um sich ihrer feindselig gesinnten Nachbarn, besonders der Venezianer, zu erwehren. Dies veranlaßte einen Krieg mit Venedig, worinn der Herzog mit allem Nachdruck handelte, aber doch keinen wichtigen Vortheil wider die Republik errang. Indessen lernte doch diese die Macht Oesterreichs kennen, und schätzen; und als sie nicht lange hernach mit dem hungarischen König Ludwig, dem Patriarchen von Aquileja, und Franz Carrara, Herrn von Padua, ins Gefecht kam, wollte sie den Herzog nicht auch zum Feinde haben, und erkaufte sich dessen Freundschaft durch die Abtretung der Trevisaner Mark, um welche Leopold erst mit dem Carrara sich schlagen mußte. Er erschien mit einem zahlreichen Kriegsheere, und setzte sich in den Besiß der Mark. Carrara zog sich bei seiner Ankunft zurück. Leopold glaubte nun alles gewonnen zu haben, besetzte die haltbaren Plätze, ließ er

nen Theil seiner Armee zur Deckung des Landes zurück, und gieng mit dem andern Theile nach Hause. Aber er war kaum abgereiset, so schlich der listige Italiäner, ähnlich einem Fuchse, heran, vermüstete das Land, ermüdete die Truppen desselben durch einen immer fortwährenden kleinen Krieg. Als diese sich nach und nach aufgerieben sahen, und der Herzog weder Verstärkung an Mannschaft, noch Geld schicken konnte, so verminderten sie sich von selbst, und es gewann das Ansehen, als würde die Mark für den Herzog verloren gehen, ohne ihm etwas gefruchtet zu haben. Es schien ihm demnach weit zu tráglicher zu seyn, sie gänzlich sammt einigen andern Städten dem Carrara für eine gewisse Summe Geldes zu überlassen. Carrara war damit zufrieden, und bezahlte ihm 180000 Dukaten dafür, und so wurde auch dieser Krieg beigelegt. Noch vor Abschluß dieses Geschäftes unternahm Leopold eine Reise nach Hungarn, daselbst dem König Ludwig dem Großen einen Besuch zu machen, und die alten Freundschaftsbündnisse mit ihm zu erneuern. Ludwig fand an dem Herzoge ein so großes Wohlgefallen, daß er dessen ältesten Prinzen dem Herzoge Wilhelm seine Tochter Hedwig zur Ehe, und dieser zur Mitgift das Königreich Polen, das er gleichfalls besah, zu geben versprach.

Vergnügt kehrte Leopold nach Hause, wo er in eine sehr schwere Krankheit verfiel, die ihn auf längere Zeit zu allen Regierungsgeschäften untauglich machte. Indessen veränderte sich vieles in der politischen

Lage seiner Verhältnisse, und als er wieder vollkommen hergestellt war, gab es der dringenden Geschäfte so viele, daß er nicht wußte, womit er anfangen sollte. Es hatte sich ein Bund von ein und fünfzig Reichsstädten am Rhein, in Schwaben und Franken gebildet; der mit den Schweizereidgenossen gemeinschaftliche Sache machen wollte, und somit seine ganze Aufmerksamkeit auf sich ziehen mußte, denn seine Länder und Herrschaften lagen mitten zwischen diesen Verbündeten, und von allen Seiten drohte ihm und dem gesammten Adel, dessen Seele er war, die größte Gefahr, besonders da Herr Peter von Thorberg, welchen er zum Landvogt und Hauptmann über seine Herrschaften zu Schwaben, Nargau, Thurgau, Glaris und auf dem Walde gesetzt, durch seinen Stolz gegen die Eidgenossen, durch seine unmäßige Habsucht und hochmüthige Verachtung des gemeinen Volkes, alles schwierig gemacht hatte. Er sollte dem Volke Gerechtigkeit leisten, es schützen wider Gewalt und Druck untergeordneter Beamten, und es vertheidigen an der Stelle des Fürsten, denn Leopold war gut, und wollte das Beste seiner Unterthanen. Statt dessen mißhandelte Thorberg sie selbst, that auch den Amtleuten nicht Einhalt, als welche sich auf die Macht und den Schutz ihrer Freunde im östereichischen Rathe stützten, und den Gedrückten den Weg zum Throne des Fürsten versperrten. Dessen ungeachtet drangen doch einige Klagen bis zu den Ohren desselben, er verwies den Amtleuten ihre Mißhandlungen scharf, aber strafte sie nicht; befohl jedermann vor ihn zu

lassen, und sprach: „Um Gottes Willen, laffet doch
 „die Armen vor uns kommen, und ihr Anliegen
 „uns eröffnen.“ Indem er aber kein abschreckendes
 Beispiel an keinem derselben aufstellte, so achteten
 sie seiner Verweise nicht, und fuhren fort, wie bis-
 her zu handeln. So wahr ist es, daß manche Men-
 schen nur durch das Schwerdt in den Schranken
 ihrer Pflicht können erhalten werden, und daß ge-
 rechte Strenge der Fürsten besser als ihre Güte das
 allgemeine Staatswohl befördere.

Um jedoch sich selbst von der Lage und den Um-
 ständen der Dinge zu überzeugen, kam er selbst wieder
 in seine Oberlande. Er begab sich nach Zürich, und
 wurde daselbst auf das Beste und Freundschaftlichste
 empfangen, er hörte die Klagen der Eidgenossen-
 schaft willig an, bemühte sich durch gütige Unterre-
 dung die entstandenen Mißhelligkeiten zu heben;
 hob zum Vortheile des Handels nach Italien und
 des Kantons Schwiz den Zoll zu Rapperschwyl auf,
 nicht aber jenen zu Rottenburg, wie es die Boten
 von Luzern verlangten, weil er gegen diese unwillig
 war wegen ihrer Verbindung mit den Reichsstädten.
 Die Zürcher und die Boten der übrigen Eidgenos-
 sen waren mit ihm vollkommen zufrieden, fuhren
 mit ihm nach Rapperschwyl, woselbst er ihnen seine
 Land und Leute empfahl, und sie bat, diesen mit
 Rath und That an die Hand zu gehen, bis er wie-
 der in das Land kommen würde. Sie versprachen
 ihm alles dieses treulich zu thun. Er befahl hierauf
 seinen Beamten, mit den Zürchern in guter Ver-

träglichkeit zu leben, den Eidgenossen überhaupt keinen Anlaß zum Mißvergnügen zu geben, und nach Recht und Billigkeit in allen Fällen zu handeln. Er vernahm die Klagen und Beschwerden des Volkes, und gab den ihm aufwartenden Edeln einen scharfen Verweis wegen der Mißhandlungen ihrer Unterthanen, die auch die seinigen wären, und als einige derselben dreist genug waren, ihm zu antworten: man könne die Bauern, welche nach Freyheit lüßtern seyn, nur durch Strenge und ein scharfes Gebiß im Zaume halten, und er würde ihre Kühnheit nur vermehren, wenn er ihren Klagen Gehör geben wollte; da versetzte er seufzend: „Ihr sa-
 „get immer Gott! Gott! ihr werdet durch euer
 „Verfahren dereinst uns und euch ins Unglück stür-
 „zen und verderben, und Untergang über die Herr-
 „schaft bringen, worüber ihr mit uns trauren wer-
 „det.“ Noch einmal warnte er sie ernstlich, sich gegen das Volk gelinder zu benehmen, und schied dann von ihnen.

Nachdem er die Eidgenossen zufrieden gestellt zu haben vermeynte, wandte er sich gegen die Reichstädte, und erhob, wie Müller schreibt, einen Span wider sie. Jene mahnten die Eidgenossen zu ihrer Hilfe auf, aber diese hielten den Thorerberger Frie- den mit Oestreich, und versagten den Beistand. In- dem Leopold aus diesem Verragen der Eidgenossen ihren guten Willen gegen seine Person abnehmen zu können glaubte, ließ er sie durch Herrn Gottfried Müller, einem Bürger von Zürich, nötht einigen an-

bern Gesandten ersuchen, einen ewigen Frieden mit seinem Hause aufzurichten. Allein jene verlangten die Abstellung aller neu angelegten Zölle in seinen Herrschaften als die vorläufige Bedingung zum Frieden. Ein Unsinnen, so den Rechten des Herzogs zu nahe trat, als daß er es bewilligen konnte: es scheint auch nur darum gemacht worden zu seyn, den angesuchten Frieden nicht eingehen zu dürfen, um sich nicht die Hände zu binden, wider Oesterreich sich erheben zu können, wenn eine günstige Gelegenheit sich anbieten würde. Die Folge bewies, daß es so war; Leopold hatte so glücklich gearbeitet, daß er die schwäbischen und fränkischen Städte vom großen Bunde trennte, und nun wurde er auch kalt-sinniger gegen die Eidgenossen, und drang nicht mehr auf den ewigen Frieden.

Ungeachtet des freundlichen Abschiedes der Boten der Eidgenossen vom Herzoge zu Rapperschwyl, fiengen doch nach der Entfernung des Herzogs aus den Vorlanden, die von Zürich, und auch noch etliche mit ihnen wider die fromme Herrschaft von Oesterreich wegen Rapperschwyl einen groben Handel an, wobei es die Eidgenossen nicht bewenden ließen, sondern eine Ungerechtigkeit nach der andern begiengen, bis es zum Ausbruche eines öffentlichen Krieges kam, der von Seite Oesterreichs gewiß mit allem Rechte geführt, aber nicht eben so gerecht von Seite der Eidgenossen angefangen wurde, wie dieses die nachfolgenden Thatfachen jedem unbefangenen Leser einleuchtend darthun werden.

Noch in selbigem Jahre, als Leopold die Eidgenossen günstig gemacht zu haben wähnte, facteten die Zürcher, einverständlich mit denen von Glaris, den Anschlag, Rapperschwyl zu überrumpeln und wegzunehmen. Die Gelegenheit hiezu sollte ihnen der gewöhnliche Jahrmarkt geben, der am Thomastage zu Rapperschwyl gehalten zu werden pflegte. Ihrer Absicht gemäß spannen sie ein heimliches Verständniß mit einigen aus Zürich Vertriebenen an, welche die Rapperschwyl'er gutmüthig bei sich aufgenommen hatten. Die Undankbaren wollten sich durch Verrätherey an ihren Wohlthätern die Rückkehr in ihre Vaterstadt verdienen, und Rapperschwyl den Zürchern in die Hände liefern. Unter dem Deckmantel von Handelsgeschäften erschien eine starke Anzahl Zürcher am Thomastage zu Rapperschwyl, einige ihrer Schiffe steuerten ihnen langsam nach, und lagen bereit, mit vielen wohlbemannten Schiffen zu Hurden und Pfaffikon. Allein das Vorhaben wurde, man weiß nicht wie, verrathen, die Rapperschwyl'er wurden gewarnt; ihr Vogt sandte schleunig um Hilfe zu dem von Gröningen, dem' Ritter Heinrich Gessler, dieser brachte noch am nämlichen Abend einiges Volk zur Verstärkung; die Zürcher schlichen sich heimlich hinweg, ein gleiches thaten auch dann die Glarner.

Als das Gerücht von diesem Anschlage laut sich verbreitete, klagten die Oesterreicher über den meißneidigen Friedensbruch der Schweizer, diese aber sagten,

sagten, alles sey bloße Verläumdung. Herr Meller, der neueste Geschichtschreiber der Eidgenossen, will nicht entscheiden, ob das Gerücht wahr gewesen sey oder nicht. Indessen gestehen doch den Anschlag mehrere Geschichtschreiber der Eidgenossen, worunter abermals der schon mehrmalen angeführte Eshedeler steht, der sich hierüber also äußert: „Also ward Rapperschwyl mit ingenommen, und ward die Sach verthruckt, und gaben die von Zürich und andere Eidgenossen, die mit ihnen in der Sach waren, für, es wär nit wor, und hätte der Dingen nieman Mut gehan, aber es wos nit gar on, hat man bos gemogen, es wär anders zu gangen.“ Daß es aber kein ungegründetes Gerücht, vielweniger aber eine Verläumdung war, erhellet aus dem, daß die von Rapperschwyl einen jährlichen Bittgang auf diesen Tag verordneten, und unter die Armen des Orts jedesmal am Thomastage sechs Viertel Kerzen auszuteilen sich entschlossen haben, weil sie durch Gottes Hilfe und St. Thomas Bitte von der bevorstehenden Gefahr errettet wurden. So was thut man gewiß nicht wegen eines leeren Gerüchtes.

Wenn es die Eidgenossen bei diesem Versuche hätten bewenden lassen, so würde deswegen nie ein Krieg mit Oesterreich entstanden seyn. Allein sieben Tage nach dieser Begebenheit unternahmen die von Luzern ein ähnliches Wagestück wider die von Rotenburg, dessen Pfandherr Ritter Grimm von Grünenberg, nichts Urges vermuthend, mit fast allem

Volke am Kirchweihfeste dem Gottesdienste vor dem
 Städtchen bewohnte. Ein Haufen bewaffneter Bur-
 sche von Luzern erschien plötzlich daselbst, bemächti-
 gte sich der neubefestigten Burg, riß die Mauern nie-
 der, füllte damit den Stadtgraben aus, und verjag-
 ten den Pfandherren. Dieser sandte hierauf Boten
 und Briefe an den Herzog, die Luzerner an alle Eid-
 genossen sie zur Theilnahme ungerechter Waffentha-
 ten einzuladen. Das Maß ihrer Ungerechtigkeit gegen
 Oesterreich voll zu füllen, gaben die Luzerner fast um
 die nämliche Zeit dem Ländchen Entlibuch das Burge-
 recht ihrer Stadt, und als der Oesterreichische Pfand-
 heer, Peter von Thorberg, die Urheber des Burgrechts
 unter den Entlibuchern nach Zug und Recht hinrich-
 ten ließ, weil sie sich vom gesetzmäßigen Gehorsame
 ihres Fürsten losgerissen, und in den Bund einer
 feindselig gesinnten Stadt begeben hatten, so brach
 das glimmende Kriegsfeuer aus. Die Luzerner fieng-
 en an die Burgen österreichischer Untthanen zu zer-
 stören; mit ihnen machten gemeine Sache, ohne von
 Oesterreich beleidigt worden zu seyn, die von Schwyz,
 Uri und Unterwalden; sie fragten nicht nach dem
 Rechte, sondern sie wollten den Krieg, weil er ihnen
 behagte, und also wurden die Burgen des Peter
 von Thorberg, des Ritters Rudolphs von Hünenberg
 und anderer Ritter im Lande darnieder geworfen.
 Als ihre Mannschaft gegen Schafstangen anrückte,
 kamen die Bürger des österreichischen Städtchens
 Sempach, die von Mayenberg und Reichensee aus
 dem Wogenthal, und schwuren zu den Luzernern.
 Diese letzte Ungerechtigkeit der Luzerner und ihrer

Helfer, wodurch sie wider die ausdrücklichen Friedensbedingnisse gegen Oesterreich handelten, mußte den Herzog nothwendiger Weise auffordern, einen Krieg wider sie zu beschließen; er mußte sein Eigenthum und seine Unterthanen vor der Raubsucht der Eidgenossen schützen. Er kam eben um diese Zeit nach einem Siege über die elsässischen Reichsstädte in seine Herrschaften zu Aargau an; er betheuerte: „Die Schweizer, diese Urheber ungerechter Waffen, und ihren trotzigem Bund im gottgefälligen Krieg für sein Volk, für sein Land und seine Rechte, um dieser Verbrechen zu strafen.“ Das ungerechte Verfahren der Schweizer gegen Oesterreich brachte alle benachbarten Ritter, Grafen und Fürsten wider sie auf, und in wenig Wochen wurden denselben drey und fünfzig Lehnen angekündigt. Indessen vermittelten die Reichsstädte des großen Bundes einen Waffenstillstand zwischen Oesterreich und den Eidgenossen, der von der Fastnacht an bis zum Ausgange der Pfingsten dauerte.

Während des Stillstandes rüstete sich Leopold seine ganze Macht, an ihn schlossen sich hundert sieben und sechzig sowohl geistliche als weltliche Herren an, welche insgesamt den Schweizern den Krieg erklärten, sie hatten alle gleichen Gewinn zu hoffen, und gleiche Gefahr zu befürchten, den ferneren Gehorsam oder den Abfall ihrer Unterthanen, die Behauptung ihres Ansehens, ihrer Macht und Gerechtsame, oder den Verlust derselben und ihrer.

Befestigungen. Auch die Schweizer machten sich gefaßt zum Streite, sie mahnten alle zu ihrem Beistande, und besonders die Stadt Bern; allein die Berner wollten für dießmal nicht Theil nehmen an dem ungerechten Kriege, weil der mit Leopold auf eilf Jahre geschlossene Stillstand noch nicht zu Ende war; sie baten der Mahnung entlassen zu werden. Hierüber schwiegen die Eidgenossen, und die von Bern fochten nicht in der Schlacht bei Sempach. Alle übrige Eidgenossen hingegen kämpften bei selber.

Bei Baden im Aargau sammelte sich Leopolds Heer. Auf die Kunde, daß die Kernmacht der Eidgenossen Zürich verwahre, der Freyherr Johann von Bonstetten soll mit dem Hauptheere um Bruck im Aargau lagern, die Zürcher in Furcht zu halten; er, der Herzog selbst, wolle nach Sempach, um da die Rebellen zu strafen, und kann von dem Rottenburger Aute aus, Luzern wegnehmen, als die Urheberin des Krieges. Die Eidgenossen, wohl bekannt mit des Herzogs Charakter, sahen nur auf ihn, denn sie wußten, daß er kühn und groß dachte, und daher an dem Orte, wo er sich befinde, der Hauptschlag geschehen würde, daß mit dem Siege über ihn auch der Krieg sich entscheiden könne. Darum zogen sie ihre Besatzung aus Zürich, und eilten mit ihrer Hauptmacht nach Sempach, einem kleinen Städtchen an einem See gleiches Namens, gelegen an einem fruchtbaren Ufer, sett an Drieffen und reichen Kornfeldern, welche ein Wald auf einer Anhöhe begränzte. In diesem Walde verbargen sich die

Eidgenossen, und übersahen das wohlgerüstete Heer des Herzogs, sahen ihn selbst in seiner männlichen Schönheit voll Heldenfeuer und hohem Gefühl die Schlachtordnung bestimmen.

Da er die Eidgenossen auf der Höhe bemerkte, schien es ihm vortheilhafter, sie nicht anzugreifen, sondern ihren Unfall abzuwarten, und da entweder der Ort für die Reuterey nicht bequem genug war, oder weil der Adel für schimpflich hielt, mit ungleichen Waffen oder durch List gegen die Bauern, welche zu Fuß fochten, zu streiten, so ließ er die Reissigen abziehen, sie enge zusammentreten, und eine undurchdringliche Fronte durch die Spieße machen, welche vom vierten Glied an hervorragten. Herr Johann von Dörsenstein führte den Oberbefehl über diesen Heereshaufen; Reinhard von Wehingen über die Schützen, Friedrich von Zollern, der schwarze Graf genannt, und Johann von Oberkirch hatten in der Hinterhut das Fußvolk, welchem der Adel die Ehre des Tages nicht gönnen wollte. Der Adel brannte vor Begier zur Schlacht, pochte auf seine Uebermacht, verachtete seinen Feind, und ließ sich vernehmen: „Gott habe ihm diese nackten und wehrlosen Bauern in die Hände geliefert.“ Vergeblich warnte den hochmüthigen Adel im offenen Kriegsrathe ein alter im Kriege versuchter Held, Ritter Johann von Hasenburg: „sich nicht zu übernehmen, Hoffart komme vor den Fall, sey zu nichts gut, und es würde wohl daran geschehen, wenn auch Herr Hanns von Bonstetten mit seinem Volke

herbeizurufen beordert würde." Sein kluger Rath wurde verlacht, er selbst eine feige Memme gescholten, der ein Hasenherz habe. Dem Rathe wohnte der Herzog bei, ihm stellten einige vor, daß er selbst sich nicht in Gefahr geben sollte, weil ihnen zukomme, für ihn zu streiten, und sein Verlust als des Heeres Haupt weit verderblicher für das Ganze, als der Verlust einiger Glieder seyn würde, er aber erwiederte haßlig: „Soll dann Leopold von weitem
 „zusehen, wie seine Ritter für ihn sterben? Hier in
 „meinem Lande für mein Volk, mit euch will ich
 „siegen oder sterben.“ Allmählig zogen die Eidgenossen aus dem Walde ins offene Feld herab. Die Herren banden ihre Helme auf, der Herzog schlug noch Ritter, die Sonne stand hoch am Tage, es war schwül, der neunte des Heumonats.

Die Eidgenossen beteten vor Anfang der Schlacht knieend zu Gott, und nach vollendetem Gebete rannten sie in vollem Laufe mit großem Geschrey auf ihren Feind los. Sie wurden empfangen mit Helldemuth, und konnten nicht eindringen in den Heereshaufen, denn ein Wald von Spieken und eine Mauer von Schilden deckte ihn. Gefährlich wurde die Lage der Eidgenossen, die Oesterreicher machten einen Halbmond sie zu umzingeln, sechzig der Schweizer, und darunter der Schultheiß von Luzern, waren gefallen, und umgekommen, und noch Feiner der Oesterreicher; sie wußten aber auch nicht, ob nicht Hanns von Bonstetten oder die Hinterhut sie überraschen möge. Aus diesem nun bangen Augen-

blicke der Noth befrehte sie Arnolds Streutban von Winkelried, ein Ritter im Lande Unterwalden, ein Mann hohen Geistes, und glühend zu sterben den Tod fürs Vaterland; er sprang plötzlich aus den Reihen an den Feind, umschlang mit seinen Armen einige Spieße, senkte sie im Fallen mit sich auf den Boden. Hin über seinen Leichnam drangen die Eidgenossen in die Mitte des österreichischen Heeres ein, der gähe Schrecken, die Noth und die unleidentliche Hitze erstickten viele Ritter in ihren Harnischen, den andern nützten jetzt weder die Spieße, noch ihre langen Schwerter, denn enge zusammengedrückt konnten sie jene nicht lenken, und diese nicht führen, wie sie wollten. Also fieng ihre Niederlage an, und das Glück verließ Oesterreich; das Hauptpannier sank in der Hand Heinrichs von Escheloch, Ulrich von Harburg Ritter rettete es, vertheidigte es, wie wohl vergeblich, längere Zeit, bis er selbst verwundet zur Erde fiel, mit letzter Lebenskraft schrie er noch: „Retta Oesterreich, retta!“ Dieß hörte Leopold, wie eine Löwin, der ihre Jungen entrisßen worden, drang er heran, und empfing das Pannier aus Ulrichs sinkender Hand; hoch schwang er es empor, ihn umringte eine Schaar der Edelsten seines Heeres, und hielten ihn sich zu retten, aber er wollte nicht. Nun begann der Hauptkampf um ihn her; die Vornehmsten seines Adels lagen schon erschlagen vor seinem Blicke, und er wich nicht, sondern sprach: „Es ist so mancher Graf und Herr mit mir in den Tod gegangen, ich will mit ihnen ehrlich sterben.“ Vom Schmerze dahingerissen, mischte er sich in die

feindlichen Haufen, die von allen Seiten dahersürmten. In diesem Gedränge, fiel er zur Erde, rang in der schweren Rüstung, um nicht ungerädet zu sterben, nach äußerster Kraft, wollte sich so eben emporheben, als ihn ein Bauer aus der Schwyz in dieser Bemühung fand. Leopold rief ihm hilflos zu: „Ich bin der Fürst von Oesterreich!“ Ohne alles Menschengefühl warf sich der rohe Schweizer auf ihn hin, und suchte durch die Rüstung von Eisen einen Weg ihn zu tödten, schnitt die Riemen seines Harnisches entzwey, und erstach den edlen Fürsten, wie ein Mörder, ohne Gnade mit einem Messer. Kaum hatte der Herzog seinen Geist aufgegeben, erblickte ihn Martin Mälterer, der das Pannier der Stadt Freyburg in Breisgau führte, aus Liebe zu seinem Fürsten warf er sich auf ihn hin, um mit seinem Körper den Leichnam desselben vor dem Besiecken und Zerquetschen der Freunde und Feinde zu decken, und so fand er in dieser Lage seinen gewünschten aber schönen Tod. Wenn Winkelrieds Name der Welt immer ehrwürdig bleibt, weil er als freywilliges Opfer für sein Vaterland fiel, so muß auch Martin Mälterer derselben stets ehrwürdig seyn, weil er aus Liebe und Pflicht zu seinem Fürsten den Tod freywillig wählte.

Nachdem das Heer seinen Fürsten nicht mehr sah, gieng es schnell in die Flucht. Alle Edeln schryen: „Die Rosse her!“ aber die Diener, welche sie hielten, hatten sich schon während der Schlacht auf selben gesüchtet, mit ihnen waren der von We-

Hingen, und der schwarze Graf, oder Friedrich von Zöllern entlaufen. Einige zählen auch Hannsen von Oberkirch unter die Flüchtlinge. Also übrigte den Rittern kein Rettungsmittel, als, den Tod ihres gemordeten Fürsten als Männer, zu rächen, und ihr Leben so theuer als jeder konnte, zu verkaufen. Fast alle wurden erschlagen, sechshundert sechs und fünfzig Grafen, Herren und Ritter lagen getödtet auf dem Wahlplatze da. Mit ihnen erlosch auf längere Zeit der Glanz des fürstlichen Hoflagers, und es gieng im Lande die Rede: Gott sey zu Gericht gefessen über den muthwilligen Trotz der Herren von dem Adel.

Also endigte sich der heisse, wichtige Tag der Sempacher Schlacht, in welcher die Kühnheit Winkelrieds den Eidgenossen den Weg zum Siege bahnte, welchen die Herren vom Adel durch ihre eigene Schuld beförderten, indem sie unbehilflich in ihren Waffen, nicht geschickt im Gefechte zu Fuß, unfundig der Gegend des Landes, zu stolz auf stürmische Rittertapferkeit ihren Feind verachteten, und jede nöthige Vorsichtsmaßregel außer Augen setzten. Noch bis heutigen Tag prahlen die Eidgenossen mit dem Siege bei Sempach, und verglichen sich mit den Helden Griechenlands und Roms. Allein wenn man erwägt, daß sie ihn nicht allein ihrer Tapferkeit, sondern vielmehr den Fehlern ihrer Feinde, der unzeitigen Flucht der österreichischen Hinterhut zu verdanken hatten; daß sie den Krieg widerrechtlich wider einen Fürsten angefangen, der mit ihnen in

Einigkeit zu leben wünschte, daß sie eben diesen, als er wehrlos zu Boden lag, mordenen, und ihn, wie ein alter Geschichtschreiber sagt, wegen des Seinigen und auf dem Seinigen des Lebens beraubten, so scheint es eben nicht, daß dieser ihr Sieg so viel Ruhmens verdient. Nur dann gereicht der Sieg einer Nation zum wahren Ruhme, wenn sie ihn einzig und allein durch ihre Tapferkeit im gerechten Krieg errungen hat. Nicht sobald war die Schlacht entschieden, als die Eidgenossen gierig nach Beute die en-seelten Leichnahme entkleideten, und Beute suchten, die sie auch reichlich fanden. Drey Tage lang blieben sie auf der Wahlstätte stehen, und eben so lange blieben die Körper unbeerdigt liegen. Erst als sie abzogen, gestatteten sie, die Erschlagenen zur Ruhestätte zu bringen. Der Körper des Herzogs sammt denen von sechzig Rittern wurde nach Königsfelden geführt, und in die Familiengruft seines Hauses daselbst beigesezt.

Ungern unternahm Leopold diesen Krieg, aber das dringende Bitten des Adels und die Ungerechtigkeiten der Eidgenossen legten ihm die Nothwendigkeit desselben auf. Er hatte sich immer bemühet, mit diesen in Eintracht zu leben, nicht ermangelt, seinen Adel vor dem nahen Falle zu warnen, und alles gethan, was er konnte, den Ausbruch des Krieges zu hindern. Als Rudolph, Graf von Kyburg, wider die Schweizer eine Fehde erhoben hatte, kamen ihre Abgeordnete zu ihm, ihn zu befragen, ob er dem Grafen beistehen würde; er gab ihnen

zur Antwort: was der Graf Rudolph ohne ihn angefangen habe, dafür möge derselbe leiden, er wolle den Krieg der Schweizer nicht hindern wider denselben. Wenn demnach je ein Fürst ein besseres Glück im Felde verdient hätte, so war es Leopold, denn er stritt nicht sich zu vergrößern, sondern nur sein Eigenthum zu erhalten, und die Seinigen zu schützen wider ungerechte Gewalt. Er wurde das Opfer des unklugen und hochmüthigen Rathes seiner Edeln und seines eigenen Ritterfinnes, der ihm nach seinen Begriffen nicht erlaubte, seine Getreuen in der Noth zu verlassen, und sein eigenes Leben sicher zu stellen. Er war geschickter in Ritterkämpfen, als in Anordnung eines großen Kriegsheeres; tabellos als Ritter, nicht so als Feldfürst. Sein Herz hoch und gefühvoll liebte freundschaftlich alle, die durch Tugend und Rittermuth glänzten, darum hieng der schwäbisch und rheinische Adel gänzlich an ihm. Auch die Bürger seiner Städte liebten ihn als ihren Wohlthäter, und fochten gerne an der Seite seiner Ritter in gemeinschaftlicher Sache für seinen Ruhm und die Ehre seines Hauses. Darum wehten in der Sempacher Schlacht die Panziere der Städte von Schaffhausen, Narau, Lenzburg, Mellingen, Bremgarten, Freyburg im Breisgau und anderer, schrecklich gefärbt von Feindes Blut bei seinem Heere.

Niklas Gut, Schultheiß von Zofingen, fiel in der Schlacht, und wurde nebst zwölf Zofingern unter den Todten gefunden, den Stoß seines Pan-

niers in den Zähnen haltend, nachdem er solches vorher in Stücke zerrissen, daß es nicht in den Händen der Feinde ihren Triumph schmücken möge. — Leopold besaß ein empfindsames Herz, und die Reize des schönen Geschlechtes waren ihm nicht gleichgültig, er erwiderte Liebe mit Gegenliebe. Innig hieng er an seiner Gattin als Gemahl, zärtlich war er als Vater; aber dessen ungeachtet besiegten ihn die Reize einer edlen Dame in Schwaben, welche ihn einige Zeit in den Fesseln der Minne gefangen hielt. Er war gut, sanft und wohlthätig, obschon hohen Sinnes. Arenpeck, kein Schmeichler der Fürsten Oesterreichs, sagt von ihm: daß er niemanden zu schaden, wohl aber jedermänniglich zu nutzen getrachtet habe.

Diridis Visconti, seine Gemahlin, machte ihn zum Vater von sieben Kindern, worunter 3 Prinzessinnen sich befanden. Elisabetha starb als Braut Heinrichs des Vierten, Grafen zu Görz; Margaretha wurde die Gemahlin Johannes, Markgrafen in Mähren, eines Sohnes Kaiser Karls des Vierten; und Katharina starb als Clarifferronne zu Wien. Seiner Söhne waren vier, die ihn alle überlebten, besondere Linien des österreichischen Hauses gründeten, und Habsburgs Stamm allein aufrecht erhielten. Sie hießen Wilhelm, Leopold der Vierte, Ernst der Eiserne, und Friedrich der Vierte.

In Rücksicht der Staatsgeschäfte gieng Leopold seinen eigenen Weg; er handelte nach einem weit-

läufigen aber unzusammenhängenden Pläne, nicht nach dem klugen Systeme Albrechts seines Erzeugers, darum verlor er auf einer Seite, was er auf der andern gewann. Indessen hatte er es doch darauf angelegt, Oesterreichs Macht von der hungarischen Gränze an bis nach Burgund zu erweitern. Er erwarb seinem Hause von Rudolph von Montfort die Herrschaft Feldkirch, erkaufte von Albrecht Grafen zu Werdenberg Pludenz und das Bergschloß Heiligenberg; von Johann Grafen zu Habsburg die beyden Städte Laufenberg, und erhielt vom Kaiser Wenzel die Landvogtey über ganz Ober- und Niderschwaben, Augsburg und Singen, sammt der Anwartschaft aller in dieser Landvogtey in Erlebigung kommenden Reichslehen für sich und seine Erben. Ihm huldigte Triest, und ergab sich Freyburg im Breisgawe, weil entweder er oder sein Bruder Albrecht den Bürgern der Stadt eine Summe Geldes darlehnten, sich von ihrem feindseligen Grafen Eggo loszukaufen. Es ist demnach irrig, was einige schreiben, daß er die Stadt erobert, oder daß Oesterreich sie von Eggo dem Grafen gekauft habe. Die Bürger froh der angebrohten Dienstbarkeit entzohoben zu seyn, aber nicht mächtig genug selbstständig bleiben zu können, wählten den Herzog zu ihren Fürsten, und blieben seit dieser Zeit unverbrüchlich treu seinem Hause.

König Johann
von Böhmen.

Zu Ende des dreizehnten Jahrhunderts ward Johannes und zwar im Jahre 1295 geboren. Sein Vater, Heinrich Graf von Luxemburg, stammte aus dem berühmtesten Geschlechte der ältesten Zeiten ab, und zählte seine Vorfahren von dem Enkeln Karls des Großen her, wenn man einigen Genealogisten trauen will. Wir wollen aber weder die einen noch die andern Meinungen hier prüfen, noch uns in eine Untersuchung seines Geschlechtes einlassen, der Große, der Denkwürdige braucht nicht das Lob der Ahnen, und es ist für einen Agesilaus sehr überflüssig, daß Xenophon seinen Ursprung vom Herkules ableitet. Heinrich, der Vater unsers Fürsten, zeigte als Graf von Luxemburg schon königliche Maßregeln, und einen Geist, der zu etwas höhern, als zur Regierung von Luxemburg geschaffen zu seyn schien. Er wußte sich die Gunst des französischen Hofes und des Papstes eigen zu machen. Als das Erzbisthum von Trier erledigt war, reiste er selbst zu dem Papste und seiner Fürsprache hatte sein Bru-

der Balduin das Kurfürstenthum von Trier zu danken, Balduin verstand aber dankbar zu seyn, und spielte ein halbes Jahrhundert hindurch eine der glänzendsten Rollen in Deutschland zum größten Vortheil seines Bruders und der Nachkommen desselben. Balduin war damals erst 33 Jahre alt, und konnte eigentlich also nicht wegen seines Alters auf die hohe geistliche Würde, die er suchte, gerechte Ansprüche machen. Vor zwey Jahren hatte er in einem ähnlichen Gesuche Verweigerung erhalten. Jetzt überwand alle Schwierigkeiten sein Bruder, und der Erzbischof von Mainz, Peter, ein Liebling des Papstes Clemens. Der Graf von Luxemburg gewann sehr bald das entwandte Zutrauen des Erzbischofs, und knüpfte mit ihm die engste Freundschaft; durch ihn ward Heinrich dem Papste selbst angenehm. Am parissischen Hofe aber hatte dieser kluge Staatsmann um eben diese Zeit sich den König Philipp und jeden geneigt gemacht, mit dem er umgegangen war. Sehr bald wurden diese hohen Freunde auf eine mächtige Art wirksam.

Der Thron Deutschlands ward durch den Tod Albrechts leer. Eine Schaar von Fürsten bestrebte sich, ihn zu besteigen. Vergeblich würde der Vater unsers Johannes sich zu einem neuen Mitgliede aufwerfen! Der mächtigste Competent um den Thron bewarb sich jetzt um Hilfe und Beförderung seiner Absicht bei Heinrich. Philipp, König in Frankreich, dessen Ehrgeiz seinem Bruder, Karl von Valois, die Kaiserkrone zudachte, wendete sich an den

Pabst, an unserm Heinrich, dem Erzbischof von Maynz, und andere Fürsten. Der Pabst, welcher nichts weniger wünschte, als Karln das Kaiserthum, überredete den König von Frankreich, sich besonders der ihm so offen stehenden Hilfe des Grafen von Luxemburg zu vertrauen. Man folgte, und Heinrich dachte wirklich treu, allein wir Sterblichen werden immer mehr von den Begebenheiten regiert, als daß wir sie regieren, und bei den weisesten Thaten hat das Glück seinen größten Antheil.

Es befand sich unter allen Thron=Candidaten keiner, welcher dem Pabste Clemens nach seinen Absichten bequem genug war. Clemens überlegte die Kaiserwahl mit seinem Liebling, dem Kurfürst von Maynz, dieser hatte, wie ein Brief beweist, sehr zeitig den Gedanken gedacht, ob Heinrich, Graf von Luxemburg nicht auf den Thron gesetzt werden könnte. Peter, der Kurfürst von Maynz war dem luxemburgischen Hause, besonders unserm Heinrich sehr geneigt. Clemens hoffte in Heinrichen einen Kaiser zu finden, wie er ihn wünschte; nicht so mächtig, um sein eigen Ansehen zu schwächen, ihm schon vorhin ergeben, ein Freund seines Freundes, des Kurfürsten von Maynz, ein Bruder eines andern geistlichen Kurfürsten, des Balduins. Kurz vorher hatte Heinrich seine Ergebenheit gegen den Pabst persönlich befestigt, als er bei der Einweihung seines Bruders zu Poitiers gegenwärtig gewesen war. Aber wie sollte der Graf von Luxemburg die Kaiserkrone erhalten?

erhalten? — Man mußte den erforderlichen Plan anlegen. Es war dieser: Der schlaue Erzbischof von Maynz suchte insgeheim Stimmen und Beifall für den Grafen. Der Kurfürst von Trier war Bruder. Der Kurfürst von Köln schmeichelte zwar dem französischen Hofe, allein das Interesse des Papstes und Heinrichs also mußte ihm wichtiger seyn. Die getheilten Absichten der andern Nebenbuhler des Throns gaben die schönste Gelegenheit, durch Uneinigkeit mehrere Stimmen für den Grafen von Luxemburg zu erhalten, dessen herrliche Eigenschaften, Weisheit, Gerechtigkeit, Muth, ihn schon alle diejenigen Empfehlungen gaben, die Sterbliche vor andern auszeichnen. Indessen mußte dieser Plan geheim gehalten, und mit schlauer Vorsicht ausgeführt werden; der Papst suchte den französischen Hof mit Eitelkeit vergeblicher Hoffnungen aufzuhalten.

Man hielt einen Wahltag zu Rensoe, die Gegenpartheyen stritten sich, niemand dachte an Heinrich, welcher gar nicht unter den Mitgliedern öffentlich erschienen war. Die Uneinigkeiten dauerten drey Tage zum empfindlichen Vergnügen der geistlichen Kurfürsten. Man schlug nun ein sogenanntes Scrutinium vor, und sammelte die Stimmen für einen neuen Kaiser insgeheim. Sehet, Heinrich, Graf von Luxemburg, an dem man nicht gedacht hatte, ist von vier Stimmen zum Kaiser erwählt! — Der Ruf seiner erhabenen Eigenschaften mindert das Erstaunen, und Neid und Eifersucht gegen die andern

Mitglieder des Throns erleichtern den Beifall der übrigen Kurfürsten. Das Neue, das Unerwartete überrascht unsre Aufmerksamkeit mit einer Art von reizbaren Vergnügen; man wunderte sich über den guten Einfall, an einen so würdigen Kaiser gedacht zu haben. Heinrich ward feyerlich zum Kaiser im November 1308. erklärt. Feiner ist nicht leicht ein Kunstgrif ausgeführt worden, als dieser, wodurch die Erzbischöfe von Maynz und Trier einen Kaiser setzten, ohne daß es, so zu sagen, die übrigen Kurfürsten wußten. Peter von Maynz pflegte gerne solche meisterhafte Streiche zu spielen, sein außerordentlicher, unternehmender Geist machte ihn zur Hauptmaschine der wichtigsten Begebenheiten der Welt in seinem Zeitalter, und er ward aus der Niedrigkeit eines gemeinen Standes dahin erhoben, daß er die Schicksale verschiedener Reiche erschuf.

Der Ruf von dem neuermählten Kaiser setzte jedermann in verwunderndes Erstaunen, welches sich in allgemeine Freude verwandelte; nur Frankreich erschrak bis zum Unmuth; der Pabst frohlockte im Stillen; Peter von Maynz und Balduin von Trier wünschten sich Glück, und die übrigen Fürsten empfangen ihren Regenten mit segnender Hochachtung. So ward Johannes im 14. Jahre seines Lebens der Prinz eines Kaisers, eines liebenswürdigen, weisen, verehrten Kaisers.

Die Proben der folgenden Zeiten, welche Johannes ablegte, besonders seine Geschicklichkeit und besa-

tige Neigung für die Weltkämpfe, leisten uns für die Erziehung des Prinzen Bürgschaft. Ritterliche Uebungen waren damals der Jugend des Adels gewöhnlich, und nichts so fähig der wilden Kühnheit unsern Prinzen Nahrung und Vergnügen zu geben, als eben dieselben. Unter diesen und andern Bildungen des Lebens kam sein Vater, der rückkehrende Kaiser, in seine Erblände auf einige Zeit zurück, und besorgte die Angelegenheiten seines Hauses und Prinzen. Hierauf weihete er sich den hohen Pflichten des Kaisers, übte seine Gerechtsame aus, nahm die Huldigungen ein, und sorgte durch Reichstage für das Wohl des ihm anvertrauten weiten Staats.

Der König von Frankreich hatte bei den verfehlten Absichten für seinen Bruder auf den Kaiserthron von Deutschland noch eine andere weite Aussicht verloren. Man dachte das Königreich Böhmen ebenfalls dem französischen Prinzen Karl zu verschaffen, sobald er nur die Krone Deutschlands trüge; der Pabst hatte deswegen die Krönung des Herzogs Heinrichs von Käruthen, welcher sich der Oberherrschaft Böhmens anmaßte, aufzuziehen suchen müssen, und wirklich hatte Frankreich einige der Vornehmsten in Böhmen auf seine Seite gezogen. Peter von Maynz, dessen scharfsüchtiger Staatskenntniß nichts so leicht entgieng, nahm, sobald Heinrich von Luxemburg Kaiser war, diese Gelegenheit in Acht, und wie er den Thron von Deutschland besetzt hatte, so trachtete er Böhmen zu besorgen. Der Prinz des

Kaisers, Johannes, sollte es besitzen, und dadurch die kaiserliche Macht und ihr Ansehen verherrlichen. Peters Klugheit wählte den besten Weg dieses Ziel seiner Politik zu erreichen, er ließ sich in geheime Unterhandlungen mit dem Bischofe zu Prag ein, welcher die empörten Gemüther der Böhmen kannte, und die daher erzeugte Unruhe als die schönste Gelegenheit für einen neuen König vorhersehete.

Böhmen hatte jetzt keinen König, denn der, den es hatte, war nicht sein König. Nach dem Tode Rudolphs hatte sich Heinrich, Herzog von Kärnten, dieses Königreichs mehr bemächtigt, als gerechter Weise dasselbe in Besitz genommen. Der königliche Stamm Böhmens war mit Wenzeslaus erloschen, und es waren nur noch zwey Prinzessinnen aus diesem Geschlechte, davon die älteste, Anna, an den Herzog von Kärnten vermählt war, welcher eben durch sie seine Ansprüche auf Böhmens Krone rechtfertigen konnte; die jüngere Schwester der Herzogin, Elisabeth, war noch unvermählt. Heinrich behauptete den Thron von Böhmen mit derjenigen strengen Härte, die gemeinlich eine Begleiterin des Argwohns ist. Im Tumulte zum Besitze von Böhmen gelangt, trachtete er mit Schärfe seine verdächtigen Großen zu unterdrücken, machte sich aber dadurch in einem Reiche, wie Böhmen war, auch seine Freunde abgeneigt. Kein geringer Staatsfehler war die Entrüstung des Bischofs zu Prag, welcher bisher seine größte Stütze gewesen war. Nachdem der Kaiser Albrecht verstorben war, ließ Hein-

rich in Böhmen seinen Leidenschaften völlig den
 Zügel schießen, und wie er sich für keinem Ungewit-
 ter, das über dem Haupte schwebte, fürchten durfte,
 wüthete der kurzsichtige mit einer Art von Tyranny
 über Unterthanen, die er noch nicht sich völlig un-
 terthan gemacht hatte. Er nahm eine Menge von
 den Mißvergnügten gefangen. Haß und Rachsucht
 durchirrte Böhmen und streitende einzelne Partheyen
 verheerten das Land. Diese Unruhen zu stillen, be-
 rief Heinrich die vornehmsten Stände des Reichs zu
 einem Landtage nach Prag, aber anstatt seine Fein-
 de zu besänftigen, entrüstete er selbe vielmehr. Die
 Geschichte schildert seine unkluge Grausamkeit mit
 lebhaften Farben. Als die vornehmsten Stände
 des Reichs versammelt waren, ließ sich Heinrich ei-
 nen besondern Saal außerhalb des Pallastes zum
 Gerichtsplatze zubereiten, hier setzte er sich auf einen
 Richterstuhl, welchen wenige seiner Getreuen um-
 gaben. Man verlas die Namen der Reichsstände,
 denen Heinrich nicht gnädig war, sie erschienen,
 und wurden einer wegen des Hochverraths, der an-
 dere wegen Empörung, und hundert anderer benann-
 ten Laster wegen mehr unberheert verurtheilt, theils
 gefangen, theils ermordet, theils zu andern Stra-
 fen verdammt, verschiedene mußten sich durch Ver-
 mählungen mit Bürgern von Prag, welcher Stadt
 Heinrich traute, erretten; so glaubte der Herzog sich
 sicher zu machen, indem er die Herzen aller mit
 Rache wider sich bewaffnete, und durch Unterdrückung
 der Mächtigen sich neue und noch mächtigere
 Feinde schuf.

Den letzten Streich zu seinem Schicksale vollführte sein Betragen gegen die Prinzessin Elisabeth, der Schwester seiner Gemahlin. Sie hatte mit seiner Gemahlin gleiche Ansprüche auf Böhmen, und war in mehrerem Betracht nach eine gefährliche Schöne. Ebler Ehrgeiz, Lebhaftigkeit des Geistes und ein aufgekklärter Verstand, der sie über ihr Geschlecht so sehr erhob, als das königliche Blut, das in ihren Adern wallte, sie der Majestät ihrer Familie werth machte, alle Eigenschaften, die den Stolz eines hohen Charakters bilden, waren in ihr vereinigt. Nothwendig argwohnte Heinrich, daß ein künftiger Gemahl der Elisabeth das ganze Glück seines Lebens stören könnte. Wie leicht konnte ein auswärtiger Fürst durch sie der gerechteste Nebenbuhler des Thrones werden, und denselben mit allgemeinem Beifalle besteigen. Man glaubte sich am besten von dieser Furcht zu befreien, wenn Elisabeth sich mit einem Herrn von so niedrigem Stande vermählte, welcher eine Kluft zwischen der Prinzessin und dem Throne besetzte; Heinrich erwählte einen gewissen Baron, dessen geprüfte Treue und dunkler Stand ihm gleich angenehm waren, zum Gemahl der Elisabeth. Nichts fehlte als ihre Einwilligung, und diese hoffte man endlich zu erzwingen, allein der Damen Einwilligung läßt sich so leicht nicht erzwingen — auch hier nicht. Umsonst schlug bei einem feyerlichen Besuche unter tausend Liebkosungen Heinrich der Elisabeth den Baron zum Gemahl vor. Seinen Namen nennen die Schriftsteller verschieden, aber sie erzählen uns, daß Elisabeth sonst viel Hochachtung und

Gunst für diesen Herrn gehabt habe, welchen große Eigenschaften zierten; zu einem Bräutigam der Prinzessin aber war er nicht geschaffen. Auf die wiederholte Vorstellung Heinrichs antwortete Elisabeth mit einem gefesteten Wesen: „Ach! Ich will lieber mein Leben verlieren, als die Ehre meines Standes bei einem so ungleichen Gemahl.“ Heinrich drang durch schmeichelhafte Bitten, Versprechungen und Drohungen in sie. Elisabeth blieb unerschütteret standhaft, endlich brach sie in folgende Antwort aus: „Wenn ich, mein König! vermählt seyn soll, so wählen Sie selbst einen Mann, der meiner Geburt angemessener ist, und mich nicht erniedrigt, oder man erlaube mir ins Kloster zu gehen, wozu ich mich so gleich bereitwillig finde. Will man aber die Ehre meiner Abkunft schänden, die mir theuer ist, so werde ich, König! ihr öffentlicher Feind.“ —

Heinrich konnte nicht anders, als höchst aufgebracht seyn; und ließ die stolze Schöne ins Gefängniß setzen, welches sie dennoch für erträglicher hielt, als das Brautzimmer eines ungleichen Gemahls: denn die Hoheit ihres Geistes gab ihr das Gefühl einer Ahndung, oder vielmehr Stärke der Seele, die Heldemuth gebiert. Hierdurch befeuert sann Elisabeth auf eine Errettung, von den Händen des tyrannischen Heinrichs. Sie erfand Mittel, mit Berengaren, den Kapellan ihres verstorbenen Vaters, des Königs Wencelaus, in Berathschlagung zu treten, und durch dessen Beistand zu entfliehen. Berengar gewann den Offizier am Thore, welcher dasselbe zu öffnen, und

zwey Pferde zur Flucht bereit zu halten versprach: Elisabeth aber ihre Wächter. Man bestimmte eine Stunde nach Mitternacht, wo die Ankunft am Thore erfolgen sollte. Das kühne, königliche Mädchen entwischt, mit einer einzigen Getreuen, kömmt ans Thor, fand es geöffnet, die Pferde bereit, und flog nunmehr mit rascher Eilfertigkeit nach Nymburg, einer Stadt, wo sie wegen der vielen Wohlthaten ihres Vaters gegen diese durch ihn verschönerte Stadt, Anhang und Freunde zu finden hoffte.

Sobald Elisabeth in diese Stadt angekommen war, berief sie eine Versammlung der Bürger, und soll sie dann mit diesem Vortrag angerebet haben:
 „Mein glorreicher königlicher Vater, Wenceslaus,
 „hat diesen schlechten Landstücken hier zur wohlgebau-
 „ten befestigten Stadt umgeschaffen. Meine älteste
 „Schwester hat in dem Herzoge von Kärnthén, die
 „jüngere bei dem Herzoge von Schlesien ihr Glück
 „gefunden. Ich allein, armes, von allen verlassenes
 „Mädchen, bin durch den Gemahl meiner Schwester,
 „den Herzog von Kärnthén, in Gefangenschaft gesetzt
 „worden, weil ich meine königliche Geburt nicht ent-
 „ehren, und einen ungleichen Gemahl heyrathen
 „wollte. Ich bin den Begegnungen der Feindselig-
 „keit entflohen, und komme und suche nun Hülfe bei
 „euch. In der Treue eurer Dankbarkeit will ich die
 „Zusucht meiner Sicherheit finden.“

Hierauf erzählte die Unglückliche die übrigen Vorfälle, und Begebenheiten ihres Schicksals. Das Mit-

leid für Frauenzimmer, welche unrecht leiden, ist bei empfindlichen Männerseelen immer doppelt, und rührte igt die Versammlung zu Nymburg, daß sie versprach, die entflozene Prinzesin mit allen Kräften zu beschützen. Sobald Heinrich davon Nachricht erhielt, forderte er die Flüchtige mit den härtesten Drohungen zurück. Allein Heinrich von der Lippe, und verschiedene Hohe des Reichs kamen nach Nymburg, und stärkten die Bürger in ihrem Vorsatze der Versteigerung. Die nachdrücklichsten Versicherungen, Nymburg wider alle Gewalt des Herzogs Heinrichs zu vertheidigen, und die besten Hoffnungen der Zukunft erweckten frischen Muth, und eine gute Besatzung unterstützte die Standhaftigkeit. Indessen wuchs die Zahl von Heinrichs Feinden, und er sahe sich in kurzer Zeit von allen verlassen.

Zu Nymburg wurde durch die Kunstgriffe des Erzbischofs von Maynz, und seines Freundes des Bischofs zu Prag, die Absicht auf das Königreich für unsern Prinz Johannes, ausgeführt. Die versammelten Stände des Reichs beschloffen eine Gesandtschaft an den Kaiser Heinrich den siebenten abzufertigen. Die Kühne, erhabne Denckungsart einer Elisabeth war eines kaiserlichen Prinzen vollkommen würdig. Sie, und das Königreich Böhmen soll dem Prinzen Johannes angetragen werden, und die vornehmste Stände des Reichs übernehmen den Auftrag an den Kaiser. Der Reichstag, welchen eben damals im Monath September des Jahrs 1309 der Kaiser zu Speyer hielt, wurde durch die daselbst anlangende böhmische Ge-

sandschaft wichtiger, und glänzend. Als sie vor den Kaiser erschien, mahlte sie ihm die dringende Noth, welche Böhmen zerrüttete, mit lebhaften Farben ab. — Wir kommen zu der weltbekannten Güte des Kaisers, Schutz und Hülfe von demselben für unsre Mitbürger, für die Wohlfahrt des Vaterlandes zu erbitten. So lange Heinrich aus Kärnthén regiert, ist die Ruhe Unmöglichkeit. Wir bieten mit der noch unvermählten Tochter des Kaisers das Königreich an, welches wir seinem Schutze empfehlen. — So erzählt ein alter Schriftsteller den Vortrag der böhmischen Gesandten. — Der Kaiser versprach diese wichtige Sache in reife Ueberlegung zu nehmen.

Er berathschlagte sich mit dem Churfürsten von Maynz, und dem von Trier, seinem Bruder. Beyder riethen mit weitläufigen Gründen, die die Geschichte noch uns überliefert hat, Böhmen überhaupt für ein lediges Lehen des deutschen Reichs zu erklären. Die Vermählung des Prinzen Johannes mit der Elisabeth war dennoch der leichteste Weg, ohne dem Schein einer Herrschsucht, und den Unbequemlichkeiten des eifersichtigen Meides bei den andern Fürsten Deutschlands, die Krone Böhmen in das kaiserliche Haus zu bringen, und der Majestät durch diesen Glanz ein nachdrückliches Ansehen zu geben. Allein die Hartnäckigkeit der Verweigerung, mit welcher der Kaiser die Vermählung seines Prinzen ausschlug, die starken Gründe, die er angab, die Jugend des Prinzen, die Gefahr bei dem Besitze von Böhmen, die noch nicht völlig gegründete Autorität der neuen kaiserlichen

Regierung, und eine daher entstandene Furcht, schienen den Kaiser zweifelhaft gemacht zu haben, ob man sogleich das Königreich Böhmen annehmen solle. Mehr als bloße Verstellung war es, da Heinrich, mit Abwendung der Vorschläge von seinem Sohne, denen böhmischen Ständen seinen Bruder, den Graf Wallram von Luxemburg, zum König von Böhmen, und Gemahl der Elisabeth antrug. Wallram, der schönste Prinz seiner Zeit, wurde von jeder Empfehlung unterstützt, die vorzügliche Talente und Eigenschaften geben. Je mehr der Kaiser die Gefahren überdachte, deren er noch seinen ganz jungen Sohn durch eine ganz fremde Vermählung, in einem ihm so empörenderen Lande, aussetzte, desto stärker schreckte ihn Schüchternheit, und bewog ihn zur standhaften Verweigerung. Je mehr er aber weigerte, desto angelegentlicher baten die Gesandten. Nach verschiedenen Unterredungen, welche die zuverlässigste Bürgschaft für den eifrigen Ernst der böhmischen Anträge leisteten, wurde der Sinn des Kaisers biegsamer, und der, dessen Eigenthum es war, große Pläne auszuführen, der Kurfürst von Mainz vollendete die Einwilligung des Kaisers durch folgende Rede, welche er in der Versammlung hielt, und uns die Geschichte erhalten hat.

„Die Freyheit dieser Versammlung giebt mir das Recht, meine Gedanken und Gründe vorzutragen. Ich sehe keine Ursache, welche den Kaiser bewegen sollte, die böhmischen Gesandten und das Reich von seinen Prinzen abzuweisen. Ein Reich, dem keines in Deutsch-

land an Ruf, Ansehen und Macht gleich geschätzt werden kann, für dessen Besitz der vorige Kaiser Albrecht alle Kräfte Deutschlands angewendet hatte, dessen Krone er für die glorreichste Zierde seines Sohnes Rudolph hielt, für dessen Uebertragung an seinen zweyten Sohn Friedrich nach dem Tode Rudolphs eben derselbe alles in Bewegung setzte, und nur durch das traurige Ende seines eigenen Lebens abgehalten wurde. Wir wissen inösesamt, wie heftig noch bis jetzt unser Prinz Friedrich nach der Erwerbung dieses Reichs trachtete; allein dieses lassen die Stände Böhmens nie zu, welche den Ruhm dieser Krone dem Prinzen Johannes geweiht haben, für dessen Erhöhung der Kaiser eine desto zärtlichere Sorgfalt tragen muß, da er der einzige Erbe aller väterlichen Würden ist, wie schwach aber der Nebenbuhler dieser Krone sey, beweist die Niederlage der meißnischen Hilfstruppen, welche im Angesichte Heinrichs von Wartenberg, der selbst hier gegenwärtig ist, zurückgeschlagen wurden. Eine unbekanntere Vermählung aber kann diejenige nicht genennet werden, welche mit Elisabeth vollzogen werden soll, der Tochter eines Königs, und einer Mutter, die einen Kaiser zum Vater hat. Wenn die Prinzessin, deren Geburt so glänzend ist, außer dem Königreiche Tugend, Schönheit und jungfräuliche Bescheidenheit zur Mitgift bringt, wird ihre Tugend so dauerhaft bleiben, wie das Vergnügen des Prinzen, der wohl erzogen ist. Es würde daher vielleicht der beste Vorschlag seyn, daß die Prinzessin sich selbst hieher verfüge, und gegenwärtig dem Kaiser und seinem Prin-

zen näher bekannt werde." Der Beifall dieser Rede nöthigte Elisabeth aus Böhmen selbst nach Speyer zu kommen, und sich dem Kaiser und ihrem bestimmten Gemahle vorzustellen. Hat Johannes, dessen Leben wir schildern, nicht schon in der frühen Jugend ein ungewöhnliches Glück? Eine Braut mit einem Königreiche muß sich dem jungen Grafen von Lurenburg vorstellen lassen, und erwarten, ob sie genug gefallen werde, um mit dem Königreiche angenommen zu werden. Ist dieß nicht ungewöhnlich? Die gute Elisabeth ängstigte noch ein anderes Uebel, sie sollte sich als Braut und Prinzessin zeigen, und hatte in ihrem Nymburg weder königliche Kleider noch Geld zur Reise. Die Großmuth ihrer Unterthanen mußte sie ausstatten, dieser schenkte Pferde, jener Schmuck, ein anderer Geld; was man noch nicht hatte, wurde von Kaufleuten geborgt. Unter den benannten Stücken werden von einem Schriftsteller seidene und sammetne Kleider bemerkt. Durch die Wohlthätigkeit eines edlen Mitleids versorgt, reiste nun Elisabeth ab, allein unter Furcht und Schrecken wegen der Gefährlichkeiten, die des Herzog Heinrichs Parthey erweckte, durch geheime unsichere Wege in unbekannter verschwiegener Stille, so kam Elisabeth zu Speyer an.

Der Kaiser Heinrich empfing die Prinzessin mit den artigsten Bezeugungen der Höflichkeit, allein seine Gemahlin sollte erst entscheiden, ob sie Schwiegertochter werden könnte. Auch der Prinz Johann wurde erst gefragt, ob ihm die Braut gefalle. Wie

sollte auch eine Elisabeth, eine Person von so hohem Geiste nicht gefallen können? Der Beifall des Prinzen Johannes ward zugleich das Ende ihres traurigen Schicksals, und der Anfang einer neuen glücklichen Periode ihres Lebens. Den letzten Feind, den sie zu überwinden hatte, war die Verläumdung ihres Charakters, welche durch Ausstreunung verschiedener falscher Beschuldigungen vom Herzog Heinrich erdichtet wurde. Es war der letzte ohnmächtige Rest der Rache und des Meibes. Wer sich nicht weiter rächen, nicht weiter schaden kann, und doch gern will, der verläumdet. Niederträchtige Leidenschaft! die die Menschheit entsetzt. Ungeheuer! und dennoch — wie oft vergiftet es den Menschen.

Das Beilager unsers Johannes mit der Prinzessin Elisabeth wurde mit allen Feyerlichkeiten der Pracht in Gegenwart aller Reichsstände vollzogen, und diese Feyerlichkeit von einer andern, der Beilehnung von Böhmen, begleitet. Man dachte nunmehr an die völlige Einführung des neuen Königs Johannes in Böhmen, wozu die Waffen den Weg bahnen mußten, weil der Herzog von Kärnthén noch im Besitze des Reiches war. Um den Herzog Friedrich von seinen gegründeten Ansorderungen auf Böhmen abzuführen, machte man ihm bei der Beilehnung mit seinen väterlichen Ländern Schwierigkeit. Der neue König Johannes gieng nach Böhmen von vielen Fürsten begleitet, welchen er von seinem Vater angelegentlich empfohlen wurde. Die stärkste Stütze war Peter von Maynz, dessen Klug-

heit und unternehmender Geist seinen anvertrauten Prinzen um zu siegen in ein Land führte, welches er ihm erworben hatte. Die Armee des neuen Königs war zahlreich, des Herzogs Heinrich seine gering, dennoch hatte er die Pässe damit besetzt, und mit Gewalt einige Städte zu einer neuen Huldigung gezwungen, besonders war Prag und Guttenberg mit starker Besatzung versehen. Die Armee des Königs machte Eger zu ihrem Sammelplatze, und brach von da weiter in Böhmen ein. Ob man eher Prag oder Guttenberg belagern sollte, war ungewiß, die letztere Stadt enthielt den Schutz Heinrichs; sie ward zuerst berennt. Die Besatzung that einen Ausfall, zog sich aber nach einem starken erlittenen Verluste zurück. Man forderte die Festung auf, sie versprach sich zu ergeben, sobald Prag ihr vorgegangen wäre. Die Städte Budbin und Collin hatten sich ebenfalls geweigert, den König einzulassen. Es wurde also die Belagerung von Prag nothwendig, welche Stadt der Herzog Heinrich stark besetzt hielt, von ihrer Eroberung hieng das ganze Glück des Krieges ab, denn die unruhigen Städte in Böhmen wußten in der Verwirrung nichts anders, als der Macht, welche siegte, zu folgen, und auf etwas Entscheidendes zu lauern.

Elisabeth hatte noch viele Anhänger in Prag, welche ihr großer Verstand, und ungemeyne Talente ihr erworben hatte. Indes hatte man diese Stadt schon lange belagert, und die Armee war unwillig, als unvermuthet Prag eingenommen ward. Beren-

gar, welcher die Prinzessin ehedem von dem Gefängnisse befreyt hatte, war während der Belagerung so geschäftig gewesen, daß er einen Aufruhr erregen konnte, Peter von Mann unterhielt mit ihm eine geheime Verbindung, und wußte, daß ein drey- mal wiederholter Glockenschlag auf dem Thurne im Tain das Zeichen seyn sollte, wenn es Zeit wäre, in die Stadt einzubrechen. Jetzt geschah es, und so gleich hieben bei einem Aufruhre befohlne Personen ein Thor entzwey, zu welchem nun die ganze Armee des Königs einbrang, Heinrich von der Lippe gieng voran, und bahnte dem Könige sichern Weg. Die Armee nahm von der Stadt Besitz, man rief Frieden aus, ein Theil der Bewaffneten ergab sich, andere flüchteten mit dem Herzoge von Kärnthen auf den Grätschin, und Johann war Herr der Stadt. Der Herzog konnte sich nicht lange halten, sondern bat nur um einen freyen Abzug, welchen er auch leicht erhielt, nachdem er der Krone Böhmen entsagt, Frieden errichtet, und dem König Johann auf diese Art den ruhigen Besitz von Böhmen überlassen hatte. Die Unterthanen nahmen ihren neuen jungen Fürsten mit frohlockender Bereitwilligkeit an, und hierauf krönte Peter mit allem Gepränge der Feyerlichkeit, den König von Böhmen Johannes. Er hielt eine Rede an die Zuschauenden, worinn er mit berebter Klugheit sie an ihre Pflichten erinnerte, und die mit wiederholtem Freudengeschrey beantwortet wurde. Den König selbst aber suchte er zu einem Schüler seiner feinen Staatskunst zu machen.

Die Geschichte erzählt uns, daß über 30000 Personen bei der Krönung zugegen gewesen.

Bisher ist König Johann von andern beschützt gewesen, und die Merkwürdigkeiten seines Lebens machten ihn selbst noch nicht merkwürdig. Jetzt entwickelte sich sein Charakter aber vollkommen, und früh schon fieng er an geschäftig zu seyn. Die erste Sorgfalt seiner Regierung erforderte die sittliche Ordnung seines Staats. Böhmen sowohl als Mähren wurde von räuberischen Partheyen beunruhigt, die bei den vorigen Empörungen entstanden waren, und jetzt noch fort das Land unsicher machten. Johann reinigte zuerst Böhmen von diesen unsaubern Geistern, und gieng hierauf in eben der Absicht nach Mähren, wo diese Banden ordentliche kleine Festungen und Schlöffer angelegt hatten, und in einigen sich sogar hartnäckig vertheidigten. Nachdem er seinen Staaten die Ruhe geschenkt, war er bemühet, alle diejenigen Städte, Schlöffer und Besizungen wieder seiner Herrschaft zu unterwerfen, welche in den zeitherigen abwechselnden Regierungen derselben entzogen waren. Indes hatt schon sein Vater, Kaiser Heinrich, den Feldzug nach Italien unternommen, um sich daselbst krönen zu lassen, und die kaiserliche Authorität nachdrücklich zu behaupten, da in sechzig Jahren kein Kaiser in dieses Land gekommen war. Johann ward während der Abwesenheit seines Vaters zum Reichsvikar erklärt, unter dem Beistande Peters von Maynz und des Fürsten

von Henneberg. Während der Abwesenheit des Kaisers kam der Vergleich mit dem Landgrafen Friedrich völlig zu Stande, der schon im vorigen Jahre eingerichtet war, wodurch Johann die besetzte böhmische Stadt Luna wieder erhielt.

Indem Johann die Regierung des deutschen Reichs verwaltete, übte sein Vater unter Ausführung großer Thaten die Hoheit des Kaisers in Italien aus, demüthigte die Feinde, empfing die Krönung, und entwarf, vieler entgegenstehenden Schwierigkeiten ungeachtet, einen sehr weiten guten Plan, die Macht des Kaisers in Italien zu erhöhen und zu gründen. Da er sah, daß die bisherige Schonung der Guelfen fruchtlos gewesen war, und viele aufrührerische Partheyen seinen Hauptfeind, den König von Neapel, Robert, unterstützten, so nahm er sich vor, mit dem Nachdruck der Gewalt sich ganz Italien unferwürfig zu machen. Zuvoor sollte zuerst unter die völlige Nothmässigkeit des Monarchen gebracht werden, und der künftige Sitz des Kaiserthums seyn. Die vortheilhafte Lage der hebrurischen Länder schnitt den König Robert von den unruhigen Guelfen in der Lombarddie ab, und hielt den Weg nach Deutschland offen, wodurch man immer neue Hilfsvölker erhalten konnte. Um dem Könige von Neapel den empfindlichsten Stoß beizubringen, verband sich Heinrich mit dem König von Sicilien, welcher Roberts Reich zu Wasser und zu Lande angreifen wollte, indes die kaiserliche Armee alles mögliche dazu beitrug. Das schrecklichste Wetter

drohte jetzt dem Könige von Neapel, und er sahe seinen Untergang herannahen. Nur die Eifersucht Frankreichs gegen den Kaiser war seine einzige Hoffnung. Philipp in Frankreich bediente sich vorzüglich des Papstes, welcher den Kaiser von seinen Unternehmungen abhalten sollte. Heinrichen wurde ein Kreuzzug nach dem gelobten Lande vorgeschlagen. Er verbat diese Zumuthung, und griff die empörten Toskaner mit munterer Herzhaftigkeit an; um aber seinen großen Plan auszuführen hatte er neue Hilfe aus Deutschland nöthig, welche er von unserm Könige in Böhmen, seinem Sohne und Statthalter des Reichs, verlangte. Dieser setzte einen Reichstag nach Nürnberg an, um seinen ruhmvollen Vater Verrichtungen der Hoheit zu befördern.

Obgleich die Guelphische oder französische Parthey verschiedene Hindernisse in den Weg legte, so erweckten doch die Freunde Heinrichs auf dieser Versammlung zu Nürnberg den 6ten Jänner 1313. eine mächtige Hilfe. Die Zahl der Reichstruppen ward beträchtlich, und Johann der König setzte sich in Bereitschaft dieselbe durch die Schweiz, und über Turin den Kaiser zuzuführen. Alles ward jetzt zu vortheilhaften Aussichten für den Plan des Kaisers angewendet. Die österreichischen Herzoge wurden durch die vorgeschlagene Vermählung des Kaisers mit ihrer Schwester Katharina völlig gewonnen. Von allen Orten her setzten sich Völker in Marsch, um die Armee des Kaisers zu verstärken. Er selbst

erhielt starke Geldsummen von dem Könige in Sicilien. Die Truppen dieses Alliirten waren schon in Neapel eingebrochen. Heinrich erklärte den König Robert feyerlich in die Acht. Die Bewegungen des Königs in Frankreich und die Bannstrafen des Pabstes waren fruchtlos. Rhegium wurde schon von der sicilianischen Armee Friedrichs eingenommen. Der Kaiser stand im Begriff, in Neapel selbst mit 40000 Mann einzubrechen. König Johann von Böhmen war mit den deutschen Hilfsvölkern schon in den Alpen angekommen. Robert hatte nichts als Verzweiflung übrig, und der ganze Occident ward stille, um den Ausgang einer Unternehmung anzusehen, welche den höchsten Glanz des Kaiserthums und die Oberherrschaft Heinrichs versprach, als ein schneller Tod den Szenen ein Ende machte, Heinrich starb plötzlich in der Gegend von Siena in seinem Dorfe Banconvento. Heinrich, der Vater unsers Königs Johannes hatte eben den geschäftigen unternehmenden Geist, welcher seinen Sohn charakterisirte. Doch weniger Verwegenheit, mehr weise Bedachtsamkeit, ohne doch fremdem Rathe zu folgen, und sich von andern regieren zu lassen.

Indes Heinrich in Italien mit allem Ernste der Majestät seine Gerechtfame behauptete, hatte unser König Johannes die Hoheit seines Vaters in Deutschland aufrecht erhalten; er hatte die Stadt Erfurt wider den Landgrafen Friedrich mit Macht beschützt, nachdem sie von demselben war belagert worden. Ihm und seinem staatsklugen Führer, Peter von

Maynz, hatte man die verabredete Vermählung mit der österreichischen Prinzessin Katharina und dem Kaiser zu danken, und in Mähren waren auch die Waffen Johannes glücklich gewesen. Er hatte den einbrechenden und verwüstenden Grafen Matthäus, der mit einem Corps Ungarn Mähren verheerte, es völlig geschlagen, und nachher einen Vergleich mit denselben aufgerichtet. Er hatte schon angefangen sein Königreich Böhmen nach eigener Weise zu beherrschen.

Unter diesen Vorfällen suchte Johannes auch die Armee durch einige böhmische Truppen zu verstärken, welche er seinem Vater zuführen wollte. Als er aber mit seinem und der Reichsfürsten vereinigten mächtigen Heere schon zwischen den Alpen angelangt war, überraschte ihn die Nachricht von dem Tode seines Vaters, und er sah die meisten Fürsten mit ihren Truppen nach Hause eilen. Die Fürsten von Bayern, der Markgraf von Brandenburg und andere giengen zurück; er selbst aber wagte es, mit seinem Onkel, dem Kurfürsten von Trier, den Weg nach Italien fortzusetzen, um den Tod des Vaters zu rächen. In Mayland nahm sie der Statthalter des Kaisers, Matthäus Visconti, mit der offensten Freundschaft auf, und versorgte ihre Armee mit allem Nöthigen. Heinrich schien in der Person seines Sohnes wieder auferstanden zu seyn, die unruhigen Städte verbanden sich mit dem ergebenen Mayland, und der Stolz der übermüthigen Guelfen fieng an, sich in Furcht und Schrecken zu verwandeln. Nach-

dem man die Stände wieder getreu fand, und eine gute Aussicht ferneren Unternehmungen schmeichelte, so berathschlagte man sich, wie man nun Heinrichs Tod an den Florentinern rächen wolle, um die Absicht des Feldzugs nach Italien zu erfüllen, Johannes hatte Feuer der Jugend genug, um etwas wichtiges und gefährliches zu unternehmen. Die reisere Ueberlegung seiner Freunde mußte ihm erst die unüberwindlichen Schwierigkeiten seiner Unternehmung zeigen. Man stellte ihm vor, daß die Florentiner von keinem andern so leicht, als einem künftigen Kaiser unterworfen, und gebändigt werden könnten, Johannes gieng mit Balduin nach Deutschland durch einen andern Weg zurück.

Hier trafen sie mit Bestürzung den Herzog Friedrich von Oesterreich als den gewissten künftigen Kaiser, von den deutschen Fürsten unterstützt, an. Kam Friedrich zur Regierung, so verlor Johann unstreitig sein Königreich Böhmen. Die österreichischen Prinzen hatten gegründete Ansprüche darauf; Friedrich aber war schon Kaiser, nur die Feierlichkeit fehlte noch. Der Pfalzgraf Rudolph hatte ihm seine Stimme versprochen, der Erzbischof von Köln wollte ihm mit aller Macht beistehen, Herzog Ludwig von Bayern hatte die heiligsten Versicherungen gegeben, die Krone nicht zu suchen, sondern vielmehr sie für Friedrich zu beschützen; der Markgraf von Brandenburg hatte sich durch einen förmlichen Traktat verbunden, keinem andern als einem österreichischen Prinzen seine Wahlstimme zu geben; Ru-

dolph von Sachsen war zu gleicher Verpflichtung getreten. Friedrich schien wirklich schon Kaiser zu seyn, ehe er noch feyerlich gewählt wurde. Was sollte unser König Johannes bei so hereinbrechender Gefahr thun? Nur eine Stütze noch war — Peter von Maynz; allein wie sollte der wider die andern Fürsten siegen können? Auch die größte Staatsintrigue schien hier nicht dem allmächtigen Bunde widerstehen zu können. Peter, der große Staatsmann, war der wärmste Freund unsers Johannes, und dem östereichischen Hause ganz abgeneigt, es war aber höchst schwer, jetzt einen ähnlichen Streich, wie bei Heinrich den Siebenten, zu spielen, dennoch wagte es der unternehmende Kurfürst von Maynz, größer gewiß, als das vierzehnte Jahrhundert. Zuerst suchte er nur die Wahl eines neuen Kaisers so lange es möglich war zu verzögern, und binnen diesen zehn Monaten, welche er nöthig hatte, suchte er einen neuen Thron-Candidaten, der Friedrich die Spitze bieten könnte.

Man trug Ludwigen, dem Herzog von Bayern, die Krone an, allein er hatte sein Wort schon Friedrich gegeben, und ob er gleich nur erst vor wenigen Monaten einen Krieg mit demselben geführt, so hielt er doch sein an den Prinz Friedrich gegebenes Wort für unverletzbar und heilig, und dennoch reizte ihn endlich der Kurfürst von Maynz zur Annahme der Krone, so siegend wußte Peter in seinen Anschlägen zu seyn. Ludwig bemühte sich nunmehr um Deutschlands Thron, der König Johann gelobte

die wirksamste Hilfe, wofür man ihm zehntausend Mark Silbers versprechen mußte, und es ward endlich ein Wahltag zu Frankfurt angesetzt. Johannes konnte nicht selbst Ansprüche auf die Kaiserwürde machen, er hatte zu wenig Freunde im Reich, war zu jung, und gegen Friedrich sich zu behaupten, schien zu gefährlich. Ist wurde er das Haupt der Luxemburgischen Parthey, welche Friedrich die Krone entreißen wollte.

Der Wahltag kam, und die Partheyen zogen mit mächtigen Heeren nach Frankfurt. Nicht Wahl, eine Art von Feldzug schien zu seyn. Die Erzbischöfe von Maynz und Trier kamen zuerst, und besetzten mit beträchtlichen Truppen den Wahlplatz. Johann von Böhmen kam bald mit mehreren Völkern nach. Prinz Friedrich folgte mit seiner Parthey und vielen Fürsten, allein er fand, daß der Kurfürst von Maynz ihm zuborgekommen war, sogar hatte er nunmehr schon die Mehrheit der Stimmen für Ludwig erworben. Umsonst wurden Vorschläge der Güte gethan, die erbitterten Partheyen schritten zur Wahl, am 19ten Oktober 1314. wählten die Freunde Friedrichs diesen Fürsten zum Ober-Regenten des deutschen Staats, und den folgenden Tag darauf wurde Ludwig von seinen Freunden zum Kaiser der Deutschen ausgerufen. Ludwig hatte mehr Kurstimmen als Friedrich. Beyde nun erwählte Kaiser trachteten nach der Behauptung ihres Reichs, und das Glück blos mußte den Ausschlag geben. Das eigene Glück unseres Königs, welches mit der Krone Ludwigs

unzertrennlich verbunden war, zwang ihn mit aller Stärke der Macht den Beschützer seines Königreichs Böhmen zu unterstützen. Heinrich, Herzog von Kärnthen, welchen Johannes aus Böhmen vertrieben hatte, erneuerte schon alle Anforderungen auf Böhmen, wo sich die Mißvergünstigten täglich mehrten. Friedrich versprach seine Forderungen durch die Waffen geltend zu machen, Ludwig, unsern König Johannes zu beschützen. Gleiche Feinde machen, wie der alte griechische Vater der Weltweisheit schon gesagt hat, immer wieder gleiche Freunde.

Deutschland hatte zwey Regenten, und wußte nicht, welchen es folgen, welchen es für den rechtmässigen halten sollte. Hestigkeit besenerte beyde Partheyen, und der Geist der Uneinigkeit zerrüttete Deutschlands Fürsten. Ohne den weisen Anstalten, den feinsten Maßregeln eines Peters von Maynz würde die eifrige Hize von Friedrichs Parthey zeitig gesiegt haben; allein Peter führte immer seine Werke herrlich hinaus. Friedrich verlangte in die Stadt Frankfurt eingelassen zu werden; sie schlug aber die Ehre der Krönung demselben ab. Peter nöthigte Friedrich die Belagerung der Stadt aufzuheben, und bewegte dadurch seine Parthey, sich zu zerstreuen, Friedrich, von wenigen begleitet, ließ sich zu Bonn, Ludwig zu Aachen krönen. Diesem stand Böhmen bei, Meissen, Thüringen, die Schweiz, die Gegend am Rheinströme, die Niederlande, die Bischöfe und Grafen in Westphalen und die meisten Reichsstädte. Jener hatte außer denen weitläufigen österreichischen

Staaten, die Kurfürsten von Köln und Pfalz auf seiner Seite, und die Könige von Hungarn und Neapel. Ludwig hatte aber über dem noch eine starke Hilfe, die Liebe der Nation. Friedrich hatte wider diesen einzigen Beistand eine stärkere Armee nöthig, als er erwerben konnte. Es giebt viele Personen in der Welt, denen die besten Anschläge, die weisesten Entwürfe nicht getreu sind. Bey der heitersten Aussicht, bey dem glücklichsten Winde, zertrümmert ein unvermutheter Sturm das Schiff ihres Glücks. Zu der Zahl dieser Unglücklichen gehörte Friedrich. Er unternahm immer, hatte Fortgang und Glück, aber Fortuna spielte nur mit ihm, und verließ ihn am Ende.]

Getreuer war das Glück unserm Könige Johannes. Jezo, sobald die Unruhe Deutschlands ihm den Besitz seines Reiches versicherte, gieng er dahin. Er fand aber das Mißvergnügen bey seinen Unterthanen bis aufs höchste getrieben; und wurde von einer abgeordneten Gesandtschaft ersucht, die Beschwerden seines Reichs zu tilgen. Vorzüglich klagte man über die Besetzung der vornehmsten Aemter des Königreichs, welche noch immer Fremdlingen, den Deutschen mitgetheilt wurden. In einer wohlgesetzten Rede drang man in die Gnade des Königs, mehr für die Böhmen zu sorgen. Ungern entfernte der König die getreuesten Anhänger aus einem Lande, wo sie ihm so nöthig waren. Mit Unwillen nahm er die Vorstellungen an; allein, die Furcht für gleiche Auftritte in Böhmen, wie Heinrich von Kärnthen

gesehen hatte, der Ernst der Großen seines Reichs bey diesem Gesuche, die Regeln der Politik trieben ihn zur Willfahung an. Der getreue Graf Berthold von Henneberg, der Graf Ulrich von Lurenburg und Graf Dietrich von Castell, mußten Böhmen verlassen, Johann, um sich neue Diener zu erwerben, setzte den Heinrich von Leippe, welcher schon viel Verdienste um ihn hatte, zum allgemeinen Stadthalter von Böhmen; und Wortenberg, der eifrigste von denen, die ihm das Königreich angeboten hatten, empfing die Stadthalterschaft von Mähren. Der neue Glanz der Hoheit blendete diese neuen Unterfönige bald, und, obgleich Böhmen, drückten sie die Einwohner schwerer, als die weggesandten Deutschen. Johannes selbst litt dabey, seine Schatzkammer bekam nur die Hälfte von dem, was sie sonst jährlich erhielt. Dennoch wurden die Abgaben erhöht; und der Unterthan seufzte, indes der König ärmer ward. Auch er ward über die Ungerechtigkeit aufgebracht; aber es war der Zeitpunkt, nicht der Schärfe jetzt günstig. Sein Unmuth trieb ihn aus Böhmen, er suchte in dem Schoosse seiner Erbländer bei den Einwohnern Lurenburgs das Mißfallen an Böhmen zu vergessen. Sein geschäftiger Geist aber erlaubte ihm nicht, sich bloß in den Lurenburgischen Staaten der Ruhe zu ergeben. Johannes war nie ohne Beschäftigungen, Entwürfe, und öffentlichen Unternehmungen. Er half um diese Zeit dem Kaiser Ludwig die Stadt Eßlingen entsetzen, welche Friedrich belagert hielt, und zeigte seinen Muth in der dabey vorkommenden heftigen Schlacht.

Er hielt sich eben zu Trier auf, als eine Gesandtschaft aus Böhmen ihn in diese Staaten zurückdrufte, um seinem verwirren Reich die Ruhe durch seine Gegenwart wieder zu schenken. Böhmen zerrütteten gefährliche Unruhen. Die Raubgier und Ungerechtigkeit der beyden Stadthalter in Mähren und Böhmen stieg aufs höchste. Besonders wurden die königlichen Einkünfte eine Beute ungerechter Männer. Der Bischof zu Prag hatte sich zu widersetzen gesucht: sein Lohn war Verläumdung bey dem Pabst, welcher ihn seines Amtes entsetzte, bis er sich würde wegen der angebrachten Beschuldigungen vertheidigt haben. Er mußte zum Pabst nach Avignon; gieng aber unterwegs zum König Johannes, und schilderte den kläglichen Zustand Böhmens seinem Herrn. Heinrich von Leippe hatte die verwittwete Königin Elisabeth in sein Interesse zu ziehen gewußt, und sich Meister von allen ihren Besizungen gemacht. Die Frechheit trat Sitten und Geseze unter ihre Füße; und die Gemahlin des Königs war den empfindlichsten Beleidigungen der Ungerechtigkeit ausgesetzt. Sie, deren hoher Geist keine unwürdigen Begegnungen ertragen konnte, hatte sich von Prag nach Ellenbogen begeben, und die Vorschläge des Stadthalters Heinrich, der sie zu besänftigen suchte, verworfen. Eine Menge von Ungerechtigkeiten, welche Elisabeth schon Jahre hindurch bemerkt hatte, entzündeten sie jetzt zur Rache, und sie wollte sie rollkommen an dem unfreuen Diener ihres Hauses ausgeübt sehen. Lieber erklärte sie sich, sollte ganz ihre Herrschaft untergehen, als gemißhandelt seyn. Ihre

Gesandtschaft an den Gemahl hatte die gehoffte Wirkung: „wenn ich nicht im Martinsfeste sterbe, so bin ich bald in Böhmen bey der Königin“ antwortete Johannes den Gesandten, die nach Trier kamen. — Gesagt, gethan! — Johann kam nach Ellenbogen und hörte den verwirrten Zustand seines Reichs mit Verdruß von seiner erzürnten Gemahlinn. Die vornehmsten Stände von Böhmen fanden sich ebenfalls ein, und riethen dem Könige, einen Landtag in Prag zu halten. Auf demselben ward Heinrich von Leippe, der bisherige Stadthalter gefangen genommen, und Johannes machte durch Freygebigkeit und andere Mittel, wodurch die Großen der Welt sich Diener und Freunde erkaufen, verschiedene neue, und mächtige Anhänger.]

Die Gefangenschaft des Herrn von Leippe entrißte eine Menge der Stände des Reichs. Sie verlangten die Befreyung des Gefangenen. Johannes war nicht gewohnt, sich Gesetze geben zu lassen. Er gieng mit einem Heere auf die Rebellen los, nahm ihre Schlöffer ein, und besetzte sie mit eigenen Truppen. Indes kam der Stadthalter aus Mähren, Würtemberg auch herbey, und wollte die Rebellen unterstützen. Seine Kühnheit aber raubte ihm bald, in einem Gefechte, Leben und Glück. Der König gieng hierauf wider den empörerischen Steremberg, und nöthigte ihn, sich fufsfällig der Gnade seines Herrn zu ergeben. Nun eilte Johannes nach Mähren, stillte daselbst die entstandenen Unruhen, die der Tod des Stadthalters erregt hatte, und kam

siegreich nach Prag zurück. Die Unruhen hörten dennoch nicht auf; und obgleich der Herr von Leippe gegen Bürgerschaft von sechs Schlössern frey gelassen wurde; so zündete ein Geist des Aufruhrs doch immer neues Feuer an. Die Schriftsteller stellen uns den Zustand Böhmens als höchst betrübt vor: sie versichern, daß, seitdem Böhmen bewohnt gewesen, keine so traurige Verwirrung daselbst zerrüttet habe. Wer hier eine umständliche Erzählung verlangt, von Rauben, Zerstörungen, Gefechten, abwechselnden Vorfällen, und allen gewöhnlichen Begleitern der bürgerlichen einzelnen Kriege, der findet sie in den Chronisten der damaligen Zeiten. Hier soll keine weitläufigere Erzählung, von Kleinigkeiten für das Ganze, den Geschmack des Lesers beleidigen, und in der Geschichte Johannes, das nüglichere verdrängen, oder verdunkeln.

Die fortdauernden Zerrüttungen in Böhmen vermehrten die Abneigung des Königs gegen dieses Reich. Sein geschäftiger Geist; voll weitaussehender Entwürfe fand wenig Geschmack an diesen Szenen. Johann liebte die Ruhe des Throns nicht, sondern Streit, Fechten, und Krieg, Erobern und Siegen war das Ziel seiner Wünsche. Er faßte also den sonderbaren Entschluß, dieses Königreich an Ludwig abzutreten, und dasselbe mit der Pfalz zu vertauschen. Die Unterhandlungen nahmen wirklich schon ihren Anfang; allein dadurch wurde Böhmen nach und nach aufgebracht, und trat in nähere Verbindung mit dem Herzoge von Oesterreich, dem

Gegenkaiser Friedrich. Ludwig fand nun die strengste Nothwendigkeit zurückzuziehen, und lieber den König von Böhmen zum mächtigen Bundesgenossen zu behalten, als seinen Feind im Besitze dieses Reichs zu sehen. Er unterredete sich den 21ten März 1318 zu Eger mit unserm Johannes, und bald hierauf wurde ein Vergleich zu Stande gebracht, wodurch Böhmen aufs neue mit Johannes ausgesöhnt, die gefährlichsten Empörer begnadigt, und die Unterthanen wieder zum neuen Gehorsam bewogen wurden. Der König versprach nachmals keine Fremde zu wichtigen Aemtern zu erheben, bestätigte die Vorrechte und Freyheiten der Städte und Vasallen, und eine allgemeine Ruhe beglückte nun wieder Böhmen. Froh, daß seine Gegenwart nicht mehr nöthig war, verließ Johannes Böhmen, und begab sich zu der Armee des Kaisers, welche Calmar entsetzen wollte. Friedrich hielt diese Stadt belagert; hob aber bey der Herannahung der Feinde die Belagerung auf, und zog dem Kaiser Ludwig entgegen. Als man eine Schlacht für unvermeidlich hielt, schlug unser König von Böhmen einen Waffenstillstand vor, und brachte denselben zwischen Ludwig und Friedrich auch bald zu Stande. Beyde Fürsten fürchteten des Königs Macht, und folgten seinen Rathschlägen. Ihn aber bewegten zu diesem Antrage eines Waffenstillstandes weite Aussichten; welche ihm Pohlen zeigten. Die Verwirrungen dieses Reichs, wo Ladislaus Lactius um die Krone kämpfte, gab ihm Gelegenheit, Eroberungen in Schlessien zu machen, einem Lande, daß seinem Königreiche, so nahe lag. Mit

dem Herzoge Heinrich von Kärnthen hatte er wegen seiner Ansprüche auf Böhmen einen Vergleich getroffen, und demselben seine Schwester Maria zur Gemahlin versprochen. Verschiedene andre Vermählungen sollten (die Unterhandlungen der streitenden Partheien ersichtern).

In eben diesem Jahre setzte der König Johannes den Herzog Nikolaus in sein Herzogthum Troppau, in Schlesien ein, und empfing darüber die feyerliche Huldigung. Die jüngste Schwester des Königs wurde um dieselbe Zeit mit dem Könige in Ungarn, Karl vermählt. In seiner eignen Familie aber entspannen sich neue Uneinigkeiten. Es schien, als wenn Johannes sein Leben in beständiger Unruhe führen sollte. Lange schon war die Eifersucht zwischen den beyden Königinnen, der verwittweten Elisabeth, und der Gemahlin des Johannes geschäftig gewesen. Der stolze und herrschsüchtige Heinrich von Leippe stand wieder in hohen Gnaden bey dem Könige; und suchte nun dieselbe zur Rache gegen seine Feinde zu nutzen. Er war der Liebling der verwittweten Königin. Die verwittwete Königin suchte ihn noch mehr gegen die Gemahlin des Königs aufzubringen, deren hoher Sinn schon vormals den stolzen Heinrich gedemüthigt, und empfindlich gestraft hatte. — Sollte die Nachwelt nicht auch gern die Privatvorfälle des Königs lesen wollen? — Man kennt Elisabeth, welche dem Johannes den Thron brachte, und ihren nicht gemeinen Charakter schon von vorher; und ihrem Schicksale wird vielleicht das anzüglichste nicht

nicht fehlen. — Elisabeth wurde durch Heinrich von Leipzig, ihrem alten Feinde, und dem Günstlinge ihrer eifersüchtigen Feindin, der verwittweten Königin bey ihrem Gemahl Johannes verläumbet. Man klagte sie an, daß sie nach der Krone strebe, den noch unmündigen Prinzen auf den Thron setzen, und Vormünderin werden wolle, damit Böhmen einen König beständig bey sich habe, weil Johannes doch seinem Reiche abgeneigt, und immer ausser dessen Gränzen wäre. Die scheinbaren Vorstellungen fanden bey dem Könige Gehör. Er gieng mit einer bewafneten Begleitung nach Ellenbogen, wo sich Elisabeth aufhielt, foderte, daß man ihm die Befestigungen des Schlosses übergebe, und die Besatzung abziehe. Die erschrock'ne Königin empfing ihren Gemahl mit Hochachtung, und stellte ihm seine Prinzen vor. Er entfernte sich mit finstern Mienen, und sprach seine Gemahlin nicht weiter. Der heftigste Verdruß der Elisabeth ward durch die Unwissenheit der Ursachen vermehrt, welche diese Bewegung erzeugten. Den folgenden Tag wagte es Elisabeth den König um die Gründe dieses Verfahren zu fragen; allein sie mußte das Schloß völlig dem Könige übergeben, und verließ mit dem äuffersten Mißvergnügen diese Stadt, ohne Begleitung des Prinzen Johann fing sie fogar an, die Freunde und Günstlinge der Elisabeth zu verfolgen, indeß Heinrich von Leipzig über den glücklichen Fortgang seiner niederträchtigen List sich freute. Elisabeth ware ein Opfer der Eifersucht von der verwittweten Königin, und der, dem sie ein Königreich mit Gefahr des Lebens, nach Speyer, ange-

tragen hatte, vertrieb die wohlthätige Gemahlin. Johannes verdiente die Entschuldigung der Menschheit: denn wir öffnen das Herz den schwächsten Beschuldigungen sehr leicht, wenn dem liebsten, dem wichtigsten Gefahr droht. Der heftige Trieb nach Besitz ist mit einer zärtlichen Furcht vergesellschaftet, welche leicht Feuer fängt.

Elisabeth wurde durch die tyrannische Regierung der königlichen Günstlinge gerächt. Johannes war nach Währen gegangen, und hielt sich eben zu Brünn auf, als ihn die mißvergnügten Böhmen wieder zurückdrückten. In Prag hatten sich die Häupter der Mißvergnügten versammelt; die Königin hatte sich selbst bey ihnen eingefunden; und da Johannes mit einem Heere anzog, verschloß man die Thore. Nach einer Belagerung von acht Tagen, welche alle Uebel der innerlichen Kriege begleiteten, ward ein Vergleich getroffen. Die Folgen derselben waren Strafen der Unruhigen. Die Gegenwart des Königs konnte Böhmen ganz beruhigen. Allein dies war ihm unmöglich; denn ein kühner Geist der Geschäftigkeit trieb ihn beständig in weitere Gegenden herum. Um eben diese Zeit starb Waldemar der Churfürst von Brandenburg ohne Erben. Eine vortheilhafte Gelegenheit zu neuen Ausichten für unsern König. Seine Klugheit bewog den Herzog Heinrich zu Jauer, daß er seine Ansprüche an die Märkischen Länder, Lausitz, Lebus, und Bayen, und an die Stadt Frankfurt an der Oder, mit Nachdruck trieb, und sie hierauf ihm selbst, dem König Johann von

Böhmen schenkte und übergab. Der neue Herr nahm mit den Waffen in der Hand, von den Ländern Besitz, und erhielt in der Folge auch die Stadt Görlitz mit ihrem Gebiete von dem Herzog Heinrich zu Jauer, welchem er dafür Slogau, und einige Güter in Böhmen auf Lebenszeit gab. Nach vollendeten Verrichtungen in Lausitz und der Mark gieng der König zu Ende des Jahres 1319. nach Prag zurück, wo er sich den Vergnügen und einer kurzen Erholung weihete; denn der unersättliche Trieb nach großen Thaten, und ausserordentlichen Unternehmungen beschäftigte ihn stets; in der Schule seines Mentors, des Churfürsten von Mainz, hatte er gelernt, wichtige Pläne zu entwerfen, und die Kunstgriffe studirt, bey allen Vorfällen mit auf den Schauplatz zu treten, und eine grosse Rolle zu spielen.

Dieser ausserordentliche Mann beschloß um diese Zeit sein merkwürdiges Leben. Verschiedene Züge seines Charakters sind uns schon von den Schicksalen des Königs Johannes verrathen worden. Warum sollte man hier nicht einen kurzen Abriss seines Lebens lesen wollen? die Abwechslung verbindet sich hier mit dem Reize des Ungewöhnlichen. Ein kleiner intriquanter Mann, aus dem Trierischen gebürtig, ist Arzt, Fürst, Erzbischof, setzt einen König und zwey Kaiser auf den Thron, und wird die stärkste Triebfeder der Revolution in Deutschland. Peter von Nischstadt studirte in seiner Jugend die Arzneykunst, und brachte es darinnen bis zur größten Vollkommenheit, welche ihm das Amt eines Leibarztes

bey dem Kaiser Rudolph erwarb. Man weiß schon, daß dergleichen Bedienungen dem klugen sehr einträglich werden. Peter wurde bald Canonicus zu Maynz, und Basel; der erste Schritt zu längern Wegen. Nach einiger Zeit wurde er der Leibarzt und Vertraute (zwey oft verbundene Aemter bey Grossen.) des Grafen Heinrichs von Luxemburg. Als der erzbischöfliche Stuhl zu Maynz, in der Folge erledigt wurde, bewarb sich Peter um denselben. Der Pabst Honorius schlug ihm die gesuchte Würde ab; ertheilte ihm aber das Bisthum zu Basel. Nach dem Tode Gerhards hat ihn der Graf, Heinrich von Luxemburg, durch seinen damals schon bekannten Einfluß, seinem Bruder Balduin das Erzbisthum von Maynz zu verschaffen. Allein seine Unterhandlungen waren fruchtlos. Indessen wurde der Pabst Clemens der 5te gefährlich krank; und da alle Hülfe verlohren war, errettete ihn der Bischof Peter, und stellte die vollkommenste Gesundheit her. Die Dankbarkeit bewog nun den Pabst, und er gab, ohne daß Peter es verlangt hatte, demselben das Erzbisthum von Maynz.

Als Erzbischof und Churfürst war er nun fähig die Grösse seines Geistes, seinen hohen Verstand, und die verschlagenste Polypragmatik zu zeigen. Die Wichtigkeit seiner Würde, deren Einfluß jederzeit auf Deutschlands Schicksale gewirkt hatte, setzte ihn in diejenige Situation, welche die größten Entwürfe erleichterte. Peter verstand sie zu nugen. Er suchte einem Hatlo, einem Willigis nachzuahmen; und

seine Ausführungen verbunkelten den Ruhm dieser seiner Vorgänger auf dem Bischofsstuhle zu Maynz. Es kömmt viel darauf an, einen solchen Standort in der Welt zu haben; in welchen man weder zu klein, noch zu groß ist. Gewisse Personen würden größer seyn, wenn sie kleiner wären; und andern ist ihre Bestimmung, in Absicht ihres Amtes zu enge; der Geist kann sich nicht genug ausdehnen. Unge- messen dem Geiste war hingegen die hohe Würde, welche Peter bekleidete, und er zeigte, was ein Churfürst zu Maynz in seinem Zeitalter, ausrichten konnte.

Der Graf von Luxemburg war über die seinem Bruder Balduin entzogene maynzische Würde sehr unzufrieden. Die Kurzsichtigkeit der Menschheit reicht nicht so weit in die Zukunft, daß der Graf Heinrich hätte vorher sehen können, wie viele glänzende Vortheile er von diesem neuen Erzbischofe zu erwarten hätte, und wie er ihm einst den Kaiserthron verdanken würde. Zwey Jahr nach seiner Erhöhung beförderte die Gunst, in welcher der Erzbischof Peter bey dem Pabste Clemens stand, den Bruder des Grafen von Luxemburg zu der Erzbischöflichen Würde von Trier. Gewiß trug Peters Hülfe das meiste dazu bey. Er blieb in der Freundschaft beständig, und war darinnen, so wie in der Feindschaft heftig. Warme Freunde sind gemeinlich heisse Feinde. Clemens, der Pabst machte den Churfürst von Maynz, dessen Klugheit und Einsichten er kannte, völlig zu seinem Vertrauten; und man sagt nicht zu viel, wenn man ihn die Seele des Pabstes nennt.

Es war sehr wenig, den Bruder des Grafen Heinrich befördert zu haben; bald darauf erhob er den Grafen zum Kaiser. Der Pabst wünschte, daß Carl von Valois nicht die Krone davon tragen möchte, und Deutschlands Fürsten hatten andere Kompetenten des Throns im Vorschlage. Wir haben oben schon die List bemerkt, mit welcher er dem Grafen Heinrich die Krone Deutschlands zu verschaffen wußte. Er blieb dem Hause Luxenburg getreu, und verschönerte seinen Glanz. Durch ihn und seine Märschiner vornehmlich ward der vierzehnjährige Sohn des neuen Kaisers, unser Johannes, König von Böhmen. Nicht genug, ihm ein Königreich gegeben zu haben; er suchte ihn auch darinnen zu bestätigen. Die Armee, welche dem Johannes den Besitz von Böhmen eroberte, führte der Ehurfürst selbst an. Durch ihn ward Prag eingenommen, und Heinrich von Kärnthén, der Gegenkönig verjagt. Seinen neuen König unterrichtete er nicht nur als Meister, in der Staatskunst, sondern er führte auch die Regierung von Böhmen anfänglich. Als Johannes in der gefährlichsten Unruhe seines Reichs kein wirksames Mittel wußte, nahm er zum Erzbischof Peter, seine Zuflucht. Dieser stellte den Frieden wieder her, und gab den Böhmen vom neuen die Wohlthat der sittlichen Ordnung. Seine Regierung war dem König ebenso vortheilhaft, als den Unterthanen beschwerlich. Als sie empörrisch wurden, that der Erzbischofliche Ernst sie in den Bann, und setzte sie, in den damaligen Zeiten, dadurch in Angst und Schrecken.

Wie viel Antheil der König von Böhmen an diesem Siege hatte, bezeugten die Folgen. Er wurde mit vielen vornehmen Böhmen den Tag nach der Schlacht vom Kaiser mit den gewöhnlichen Feyerlichkeiten zum Ritter geschlagen. Der zugleich mit seinem Bruder Friedrich, gefangene Herzog Heinrich, von Oesterreich wurde ihm überlassen, und nach Böhmen gebracht. Auch erhielt er verschiedene andere Vortheile, und nach eines Scribenten Erzählung die wiederholte Versprechung, die Churmark Brandenburg zu bekommen. Gewiß ist es, daß Ludwig dem Johannes diese Churmark, kurz vor der Schlacht bey Mühlbors, versprach.

Johannes gieng nunmehr in sein Königreich Böhmen, und hielt zu Prag einen triumphirenden Einzug mit vielem Siegesgepränge. Der Besitz von Eger und denen andern Oertern, welche schon vor dem an den König von Ludwig verpfändet waren, gehört zu den neuen Früchten des Sieges bey Mühlbors. Der gefangene Herzog Heinrich war nach 8 Wochen in Freyheit gesetzt; nachdem er sehr hohe Bedingungen hatte eingehen müssen. Da seine Brüder, die Herzoge von Oesterreich in dieselben nicht willigen wollten, gieng der edelmüthige Heinrich freiwillig wiederum in seine Gefangenschaft. Die Schriftsteller Roms und Griechenlandes würden so eine That mit Enthusiasmus erzählen; und durch hinzugefügte fremde Züge würde Heinrich vielleicht ein zweyter Regulus werden, oder ihm sehr nahe treten. Heinrich erlangte bald darauf wiederum seine völlige

Freiheit, welche ihm die Fürsprache Karls, des Königs von Hungarn verschaffte; nachdem derselbe eine Zusammenkunft mit dem Könige von Böhmen gehabt hatte. Die Bedingungen waren: Die Herzoge von Oesterreich mußten allen Rechten und Ansprüchen auf Böhmen entsagen, die Stadt Znaim, und verschiedene andere Städte in Mähren, welche sie zeitlich besaßen hatten, abtreten, und für die versprochene Summe der Erlösung die Städte Laa, und Weytra in Unterösterreich dem Könige von Böhmen überlassen. Durch diesen Vertrag wurde eine Art von bessern Vernehmen zwischen Böhmen und Oesterreich gestiftet; denn Johannes hatte versprochen, dem Kaiser Ludwig keine Hülfe mehr, von Böhmen her, zu leisten.

Der König eilte, froh, und voll großer Anschläge nunmehr nach Böhmen. Hier wollte er neue Völker werben, wozu schon die Befehle ertheilt waren, nach Italien wieder gehn, und durch die Macht der Waffen, seine Unternehmungen daselbst mit einem glorreichen Ende krönen. Vorher sollte noch eine Unterredung mit dem Kaiser, zu Nürnberg, gehalten werden, worauf Johann Paris besuchen wollte. Allein, indem er noch die Geschäfte seiner Staaten in Böhmen berichtigte, überraschte ihn die Nachricht, daß der König von Ungarn und der Herzog Otto von Oesterreich in Mähren eingefallen sind. In Prag, wohin sich sogleich Johann verfügte, erfuhr er, daß die Nachricht von dem Einfalle der Feinde ungegründet war, allein er rüstete sich dennoch zum

Kriege, weil er wohl einsah, was erfolgen würde. Es war ein gefährliches Bündniß wider ihn geschlossen worden. Die Könige von Pohlen, und Ungarn, und der Herzog Otto von Oesterreich, schärften schon ihre Schwerdter gegen ihn, und viel heimliche Feinde unterstützten und reizten ihre Anschläge. Johann rückte schnell mit seinem Heere in Schlesien ein. Hier nahm er von dem Fürstenthume Slogau, welches ihm durch den Tod des Herzogs Heinrich zugefallen war, Besitz. Der nächste Feind war nunmehr der König in Pohlen, gegen welchen er schon ehe dem im Felzuge begriffen, und von dem Könige in Ungarn abgehalten worden war. Jezo führte er seinen Zorn aus. Sein Heer drang in Pohlen ein. Es war nicht Mode, dem Könige von Böhmen lange zu widerstehen. Wadislau Loktikus fand sich bald in die Nothwendigkeit gesetzt, einen Waffenstillstand mit dem Sieger Johannes einzugehn. Dieser nahm den Waffenstillstand an, weil er gegen die versammelten österreichischen und ungarischen Völker aufbrechen mußte. Auch hier begleitete ihn sein getreues Glück, und folgte seinen eifertigen Zügen nach. Die österreichischen und ungarischen Völker giengen wegen des einbrechenden Winters auseinander, und König Johann kam wieder muthig nach Prag im December des Jahrs 1331. Italien, Deutschland, Böhmen, Schlesien, Pohlen, Mähren, Oesterreich, hatten in diesem Jahre den geschäftigen, ruhmreichen König gesehen, und bewundert.

Jedermann glaubte, nun würde Böhmen endlich seinen König eine Zeit hindurch bey sich haben. Der Krieg mit Ungarn und Oesterreich schien die Gegenwart des Monarchen nothwendig zu machen. Allein, auch diesmal liebte der König andere Länder mehr, als sein eigenes; oder vielmehr: er bereitete seinen Feinden die Absicht, ihn von Italien abzuhalten. Er trug die Fortsetzung des Kriegs gegen die benachbarten Feinde, böhmischen Felbherrn, und dem Adel auf, welchem er große Versprechungen ertheilte. Sein lebhafter Geist trieb ihn nach weitem Unternehmungen; und sein Interesse erforderte jezo ein merkwürdigeres Schauspiel zu zeigen, als die Demüthigung der Nachbarn gewesen wäre. Italien rufte ihn zu sich, wo sein Prinz in den dringenden Gefahren schwebte, und er hielt es für vortheilhaft, in Frankreich vorher einen Besuch abzustatten. Nach einem Aufenthalt von acht Tagen verließ er schon wiederum Prag. In der verschwiegensten Stille der Nacht, von zehn Personen begleitet, schwang er sich auf ein Pferd, und galoppirte von Prag nach Paris hin. Er ritt en Courier; aber er ritt nicht, sondern er flog, so schnell, so heftig, daß ihm nur wenige von seiner Begleitung nachfolgen konnten. Als ihn unterwegs jemand mit Erstaunen fragte, warum er so ganz heftig jagte? gab er zur Antwort: „weil ich den Weinachtsabend in Paris seyn will.“

Man begreift ohne Erinnerung, daß seinen eilfertigen Besuch bey dem Könige in Frankreich hohe Absichten, und Staatsinteresse befeelte. Die fran-

jüdische Politesse nahm ihn mit Artigkeit auf, und Johann ließ sich mit aller Höflichkeit in das französische Interesse ziehn. Er fand, gleich bey seiner Ankunft, eine zahlreiche Versammlung der französischen Reichsstände, die das Weihnachtsfest durch einen gelobten Feldzug gegen die Ungläubigen in Orient feyerten. Johann — nichts konnte ihm angenehmer seyn, als die Hoffnung neuer Lorbeer in neuen Ländern, nahm mit seiner vornehmsten Ritterchaft an diesem Kreuzzuge Theil, und das Zeichen desselben zierte ihn schon. Mit neuen Entwürfen beschäftigt, vergaß er jetzt Böhmen, Kaiser und Reich. Man dachte nun aus einer neuen Quelle neue Vortheile zu schöpfen. Umsonst geht Johann nicht nach Palästina. Er und der kluge König von Frankreich sandten Abgeordnete an den Pabst, um den Feldzug, der in zwey Jahren mit fürchterlicher Macht unternommen werden sollte, zur Richtigkeit zu bringen. Die Päpstliche Schatzkammer sollte mit ihrem Gelde beystehen. Die geistlichen Güter-Abgaben entrichteten, die Einkünfte von den Investituren und allen Veränderungen in den Stiften des Königreichs dem Hofe auf sechs Jahr zufallen, der Bruder des Königs von Frankreich, zur Ergötzlichkeit, von Italien König werden, und, um nicht zu weitläufig zu seyn; sieben und zwanzig Punkte verlangte Frankreich vom Pabste; und der Pabst konnte just auch sieben und zwanzig Punkte nicht zugestehen. Er sah ein, daß Avignon in dem französischen Gebiete lag, und ein furchtsamer Kaltfinn schützte ihn wider die Gewalt eines weisen, scharfsichtigen Königs.

Philipp, mit dem Beynahmen des Glücklichen beherrschte jezt Frankreich; ein Herr mit einer königlichen Seele, und hoher Weisheit begabt. Sein wuste er seine Plane anzulegen, und mit List und Kunstgriffen zubollführen, was seine Macht zu dieser Zeit nicht auszurichten vermochte; Als Anführer des Heeres gegen die Muselmänner wollte er das Oberhaupt der Christenheit werden, oder nur vielmehr dafür angesehen seyn; den König von Böhmen trachtete er zu seinem treuen Bundesgenossen zu machen. Durch die geistlichen Waffen des Papstes, durch die Empörungen der italienischen Fürsten, durch Verwirrungen in Deutschland wollte er sich den Weg bahnen, und eher, bis er völlig gebahnt war, ihn nicht betreten. Der Orient zeigte ihm die Pfabe zur Ehre. Wie leicht war es jezo, einem kriegerischen und klugen Helden, die Krone des Orients zu ersechten! Gewiß dachte diesen hohen Gedanken, und seine Folgen igo Philipp, der König in Frankreich: nur die Klust, die zwischen Gedanken und That befestigt ist, hielt ihn von schneller Unvorsichtigkeit ab. Ein wichtiger Kunstgriff war es, zuerst sich den mächtigen, und furchtbaren König von Böhmen verbindlich zu machen. Nichts wurde vergessen, was diesen Entzweck erleichterte, und Johann war wirklich der treue Freund des Königs in Frankreich.

Mit Vergnügen sah während dem Ludwig die Staaten Johannes von den Ungarischen und Oesterreichischen Völkern verwüsten, und Böhmen seinen Feinden

beynahe Preis gegeben. Dieses Land fühlte alle Uebel, welche unglückliche Waisen von der Gewaltthätigkeit leiden, wenn der Vater dahin ist. Sie geniessen keine Gerechtigkeit, und die Menschenliebe schützt sie nicht. Feinde aus Eigennuz, und Verfolger aus Frechheit zerstören ihre Ruhe, und rauben ihre Güter. So litten jetzt die böhmischen Unterthanen des Königs Johannes. Ihre Staatthalter stritten wider die Feinde, indeß sie selbst das Land befeindeten. Die ungarischen und österreichischen Völker verwüsteten vieles, und man sah sich genöthigt um Friede zu bitten. Mit Bewilligung des Königs, der eben seinen Staaten zueilte, aber wegen weitem Absichten sie lieber jetzt beruhigen, als rächen wollte, wurde endlich ein Friede mit Ungarn und Oesterreich geschlossen; welchen man Laa, Weitra, verschiedene andere Besizungen, die vorher der König in Böhmen erobert, und behauptet hatte, wieder geben mußte. Zu fester Bestätigung des Friedens schlug man eine Vermählung zwischen der österreichischen Prinzessin Elisabeth, und dem Könige in Böhmen vor, und ward darüber vollkommen einig, bis auf die Erlaubnis des Pabstes dazu, weil Johann im dritten Grade mit seiner Braut verwandt war, und die Liebe gegen eine Nuhme, ohne dem gnädigen Winke des heiligen Vaters Sünde war.

Nicht aber blos die böhmischen Unterthanen schmeckten die Bitterkeit der Feindschaft Ludwigs, sondern auch die nähern Anverwandten des Königs. Sein Schwiegersohn der Herzog Heinrich in Bayern,

empfang des Kaisers Unwillen in einem heftigen Kriege, welchen sein Bruder, Otto, und sein Vetter, Heinrich der jüngere gegen ihn, von kaiserlichen Völkern unterstützt, mit verderblichem Zorne, und harter Gewalt führten. So gar belagerte der Kaiser selbst Straubingen zwey Monathe hindurch.

Mitten unter diesen zerrüttenden Unruhen eilte Johann nach Deutschland. Ludwig hielt eben einen Reichstag zu Nürnberg im August dieses Jahrs 1332. Johann erschien selbst bey demselben. Wie schnell ward alles verändert! Sein Onkel Balvain, der Churfürst von Trier, besaß ganz die Gunst des Kaisers, und erhielt viele Gnabenbezeugungen, weil er viele Dienste geleistet hatte. Durch ihn, sagt man, wurde der König von Böhmen wiederum von neuem Freund des Kaisers. Richtiger sagt man, durch sein Ansehen verwandelte Johann die Abneigung des Kaisers in Zuneigung, wenigstens in öffentliche Ausöhnung, und Verbindung. Wenn der eine sich fürchtet, und der andere gerne will, so ist die äußerliche Feindschaft bald gehoben. Johann dachte jeho an so viele Anschläge, daß er nur Böhmen — nur Böhmen — ruhig wissen wollte, denn wichtigere Entzwecke belebten seinen Geist; Italien rief ihn zu sich — Der Kaiser sah einen gefährlichen Feind ihm drohen, wenn er nicht den König von Böhmen befriedigte. Wem braucht man es nun erst zu sagen, daß Ludwig und Johann einen guten Vergleich eingiengen, alles widrige hoben, die bairischen Unruhen dämpften? Ludwig und Johann, zwey neue

Freunde wiederum — so spielt das Glück der Welt —
 versprochen durch Vermählungen ihrer Freundschaft
 Haltung zu geben. Siehe da! Jedermann wundert
 sich, nur der nicht, der Politik versteht. —

Beide Monarchen, der Kaiser, und der König
 von Böhmen giengen mit einander nach Pauffau,
 wo sie den Vertrag wegen der Bayrischen Unruhen
 gemeinschaftlich ausstellten. Eben daselbst ward auch
 ein gemeinschaftlicher bestätigter Friede zwischen
 Böhmen, den österreichischen Prinzen, und dem
 Kaiser, errichtet. Man bequente sich leicht zu allem,
 wenn man nur den kriegerischen, siegreichen, hizi-
 gen König von Böhmen befriedigen konnte. Er
 hingegen, vergnügt, über die schnell getroffenen
 Verbindungen, die seine Waffen in Deutschland
 nicht erforderten, gieng nun nach Prag, sein ver-
 lassenes Reich zu besuchen. Auf kurze Zeit, wie
 gewöhnlich, gönnte er seinen böhmischen Unterthanen
 die Gegenwart ihres Herrn. Nach einem Auf-
 enthalt von acht Tagen, welche er zu einer frischen
 Quelle von Geld machte, begab er sich mit der ihm
 eigenen Eifertigkeit wiederum nach Paris. Hier
 wohnte er einem prächtigen Turniere bey, wobey
 sein Schwiegersohn, der Kronprinz von Frankreich
 zum Ritter geschlagen wurde. Dieser Fürst hatte
 schon im April dieses Jahrs sich mit der Prinzessin
 des Königs von Böhmen, Judith, oder Gula ver-
 mählt, einer männerreichen Prinzessin, und doch
 nur einem vermählt. Sie war erst in der zartesten
 Jugend, dem König von Pohlen verlobt gewesen,

Dann dem Markgrafen von Meissen Friedrich, dann dem Sohne des Grafen von Saar, hierauf dem Erbprinzen des Kaisers, nachher dem Herzoge von Oesterreich, Otto; jetzt, von den Geliebten, mit denen sie verlobt gewesen war, besreyt, genoss sie die Ehre, Kronprinzessin von Frankreich zu seyn. Johann, der eifrige Geist blieb sich immer ähnlich, auch bey entworfenen Aussichten für das Glück seines Hauses. In allen war er geschäftig.

Auch bey dem Turniere zu Paris legte er Proben der Tapferkeit ab, die die Bewunderung von ihm erhöhten. Gleich nach vollendetem Feste begab er sich nun selbst zum Pabste nach Avignon; nicht ohne Absicht auf Italiens künftige neue Schicksale. Der Pabst empfing den König mit segnender Höflichkeit: fünfzehn Tage hatte er die Ehre mit dem irdischen Vater der Christen zu sprechen. Ueber die Angelegenheiten in der Lombardie ließ sich etwas ausrichten. Der König, (erzählt ein aufbewahrter Brief dieser Zeit) erhielt alle seine Gesuche bey dem Pabste erfüllt, sendete geheime Abgeordnete an verschiedene Bischöfe, und Fürsten in Deutschland; beehrte sich, aber dieß allein umsonst, nach einem Vergleich zwischen dem Kaiser und Pabst. Sein Hauptgeschäft war die Vorbereitung auf Unternehmungen in Italien. Dabin wollte er mit einem Heere eilfertig nunmehr sich begeben, und seinem bedrängten Prinzen Karl zu Hülfe kommen. So geschah es: Johannes ritt schnell von Avignon, nach vollbrachten Geschäften nach Paris, und von da

zog er, mit einigen Völkern, aber mächtigem Muth, noch am Weihnachtsabende, in die Lombardie, wo die wenigen sehnlich nach ihm seufzten, welche seine Freunde waren. Hundertsache Gefahren und Schwierigkeiten erwarteten hier den König. Sein junger Prinz von 16 Jahren, und jetzt allein Felbherr, nachdem er von dem Grafen von Savoyen war verlassen worden, hatte über anderthalb Jahr, den Degen in der Hand, mit häufigen Hindernissen gekämpft, und kaum den Platz behaupten können, der seinem Vater einen sichern Fuß in diesem aufrührerischen Lande verschafte. Die Italiener konnten keinen Geschmack an der fremden Herrschaft gewinnen: daher widersetzte sich jedermann den böhmischen Befehlen. Eine Menge von Fürsten und Markgrafen, der König von Neapel, ja Quelpen und Sibellinen vereinten sich, um ein Joch, das unerträglich schien, abzuschütteln. Brescia, Bergamo, Pizzighilove wurden der böhmischen Bothmässigkeit entzissen, und Carl von Böhmen gerieth in äusserste Verlegenheit, welche ihm die Erstlinge seiner Tapferkeit zu opfern Anlaß gab. Er schlug bey dem Schloß S. Felice das Heer der Feinde mit Verlust in die Flucht, und ließ auf diesem ersten gewonnenen Schlachtfelde sich zum Ritter schlagen. Das Glück erhöhte den Muth, und würde dem jungen Helden noch mehr Trophäen geschenkt haben, wenn die Menge seiner Feinde es nicht ungetreu gemacht hätte. Dennoch vertheidigte man das Schloß zu Pavia tapfer bis in den Anfang des Jahrs 1333. wo Carl nach Lucea gieng, und, nachdem er daselbst durch Contribution sich eine noth-

wenbige Hülfe verschaffen hatte, in die Lombardie eilte. Hier empfing er seinen mit wenigen Völkern ankommenden Vater, den Krieger aus Böhmen, und bestätigte die Nachrichten von den Unruhen, welche sich ausgebreitet hatten.

Johann kam über Cremona zu Parma an, und eilte zum Entsatz des Schlosses zu Pavia. Obgleich mit einigen Lebensmitteln von ihm versehen, mußte sich dasselbe doch endlich an den belagernden Azzo Visconti ergeben. Johann rückte nun in das Mailändische Gebiet ein, und suchte durch viele Anschläge und Bewegungen des Heers seinen Feind, den Azzo Visconti, zu einer Schlacht zu reizen. Allein dieser Feldherr mochte mit dem tapfern Könige von Böhmen nicht fechten, sondern vermied, wie oft feige, oft weise Feldherrn, jede Gelegenheit der Schlacht. Der muntere Carl unternahm inzwischen die Eroberung von Bergamo; sie mißlang, obgleich durch Verrätherey ein Thor geöffnet wurde, und bey dem Anbruch des Tages ein Haufen seiner Soldaten in die Stadt drang, denn die Bürger vertheidigten sich tapfer, und da die Anzahl gering war, welche die Stadt überrascht hatte, und nicht mehrere nachfolgen wollten, wie selbst sich Carl in dem Aufsatze von seinem Leben beklagt, so lief die Ausführung fruchtlos ab. Johann stuzte, als er mit seinem Heere herankam, und von Bergamo erfuhr, was vorgefallen war. Er schloß einen Waffenstillstand, und begab sich nach Bologna zu dem Legaten des Papstes, mit welchem er ein neues Bündniß

gegen ihre gemeinschaftlichen Feinde errichtete. Der Cardinal unterstützte den König mit Geld und Truppen: aber die Feinde mehrten sich ebenfalls täglich. Die vorige Liebe gegen Johann ging in den stärksten Haß über, und der Haß erhöhte sich bis zur Heftigkeit. Geldabgaben, Verschenkungen der besten Aemter an fremde Soldaten, und Veräußerung der gemeinen Stadtgüter entrüsteten die unruhigen Empörer nur desto mehr. Ein unglückliches Gefecht bey Ferrara machte die Aussichten noch dunkler; kaum war, auffer Lucca, eine Stadt, auf deren Treue der König sich verlassen konnte. Sein Heer war zu schwach, um mit Gewalt die Feinde zu Boden zu werfen: die französischen Hülfsvölker ungeübt, und die feindlichen so ausgebreitet, daß selbst die Kühnheit des Königs keine wichtigen Siege erschekren konnte. Was sollte der König thun, dessen Volk und Geld immer mehr zerfloß? Er schickte seinen Prinzen nach Böhmen voran, und verließ selbst darauf das ungetreue Italien. Mit seinem Rückzuge entwich die böhmische Herrschaft zugleich aus diesem Lande, und verging so schnell, als sie erschaffen war. Sie gehörte zu den vielen lobenden Lichtern in der Welt, die Kühnheit vom Glücke begleitet, schnell anzündet, aber keine Nahrung der Zeit gibt; die Hitze verzehret die Erscheinung; und nichts bleibt übrig, als die Erinnerung: Die Erscheinung ist da gewesen.

Carl wunderte sich, als er nach Böhmen kam, über den Zustand des Reichs, und seine Unterthanen bewunderten ihn. Der König kam um diese Zeit

auch nach Prag; aber lange hat er sich nicht aufgehalten, sondern gieng wiederum nach Luxemburg, und nach verschiedenen Unternehmungen der Politik nach Frankreich. Carl fand Böhmen in dem betrübtesten Zustande. Er selbst schildert uns, in seinem Leben die traurige Stellung, die ihn hier erwartete, mit starken Zügen. Die Krongüter waren alle veräußert, verpfändet, oder verkauft. Der Prinz mußte wie ein gemeiner Bürger leben in den Städten. Die Einwohner seufzten unter dem Drucke der Abgaben. Das Schloß zu Prag war ganz verberbt, und verwüestet. Carl, so bald sein Vater, bey seiner Abreise aus Böhmen, ihm die Regierung, während seiner Abwesenheit aufgetragen hatte, sorgte mit Emsigkeit für die Verbesserung seines Staats. Ein prächtiger, schöner Pallast war das erste Werk seiner Sorgfalt, und das neue Gebäude ward durch seine Gemahlin eingeweiht, welche er aus Luxemburg zu sich kommen ließ. Sein Vater der König erklärte ihn nun zum Markgrafen von Mähren, und überließ ihm dieses Land. Die Menge der verpfändeten Güter wurde an die Krone wieder gebracht; die strafbaren gezüchtigt, die redlichen belohnt. So besuchte Glück und Freude Böhmen vom neuem, nach einer langwierigen Verlassung. Der Prinz erwarb zeitig Bewunderung Liebe und Neigung. Die Empfehlungen seiner Person, seines verbindlichen Betragens, und der französischen Artigkeit, welche seine Jugend gebildet hatte, verband sich mit Genie, Gelehrsamkeit, und Feuer; Carl verstand die deutsche, französische, italienische, lateinische,

Sprache mit einer ungemeynen Fertigkeit, und bald lernte er auch die Sprache der Böhmen, deren er zeither ganz entwöhnt worden war. Das Laster, welches in Böhmen seine Wohnung aufgeschlagen hatte, froch in den Staub zurück, woher es hervorgetreten war. Seine Anhänger fürchteten sich, und viele davon wurden wenigstens gute Bürger, wonn auch nicht redliche Menschen. Man diente einem Prinzen, der so viel väterliche Güte hatte, mit Empfindung der Zärtlichkeit, und jedermann segnete Carln, nur die kleinen Tyrannen nicht, welche bisher die Bürger ihren frechen Leidenschaften ungestraft aufgeopfert hatten. Die Rachsucht ihres Unmuths verläumdete den Prinzen bey dem Vater.

Dieser unruhige Geist führte indes Krieg mit dem Herzoge von Brabant. Hierauf gieng er nach Luxemburg, und bald hernach ergöbten ihn Tourneiere zu Paris, worinnen die Ehre, welche er sich erwarb, dem Könige doppeltes Verdienst war. Krieg, Kämpfen und Fechten war die Nahrung seines Geistes, denn ein heisser Durst trieb ihn immer Widerstand zu suchen, und zu besiegen. Fand er ihn nicht, so erschuf man durch Wettkämpfe der Kunst, was nicht natürliche Ursachen bewirken konnten. Unter den kriegerischen Ergößlichkeiten, welche so sehr den Geschmack des Königs unterhielten, neigte sich seine Freundschaft ganz auf die Seite Frankreichs. Sein König Philipp, und König Johann trieben in geheimer Vertraulichkeit die wichtigsten Anschläge. Philipp, der klügste Staatsmann seiner Zeit nutzte

die wirksame Kunst der Menschheit, durch Befriedigungen der Leidenschaften Neigung und Freundschaft bey dem Könige Johann zu erwecken. Eine Kunst, die diejenigen studieren, und ausüben, welche durch andere Glück und Vortheil suchen wollen. Sie gelingt jederzeit; und wird dann schön, wenn die Moral sie schmücken kann. Aber Phillipip dachte igt nicht an die Moral, sondern an die vortheilhafte Politik, die er vollkommen verstand. Durch die schlauesten Kunstgriffe wußte er und der König von Böhmen den Kaiser Ludwig zu einem Schritte zu bewegen, der sonderbar, und für ganz Europa merkwürdig wurde. Die Verwirrungen des deutschen Reichs, die unaufhörlichen Angriffe des Pabstes, und eine ununterbrochene Reihe von Unfällen und Verdrießlichkeiten erweichten endlich die Seele des Kaisers; und er nahm Frankreichs Vermittelung zur Ausöhnung mit dem Pabste an. Nach vorhergegangenen Verabredungen, die andere Schriftsteller insgesammt, nur wir nicht erzählen, weil sie langweilig, und zu unserer Absicht nicht wichtig genug scheinen, kamen den 19ten November des Jahrs 1335. die Könige von Ungarn, Pohlen und Böhmen, und der Markgraf von Mähren, der Sohn des Königs Johann zu Vicegrad zusammen, um gemeinschaftliche Entzwecke zu überdenken. Hier wurde ein Vertrag zwischen den Königen von Pohlen und Böhmen errichtet. Johann entsagte gegen zwanzig tausend Mark Silbers, aller Ansprüche auf Pohlen, und der König von Pohlen bestätigte die Rechte Johannes auf alle seine bisherigen Besitzungen in Schlesien. Beyde

Monarchen verbanden sich hierauf gegen ihre Feinde, und dem Bündnisse trat der König von Ungarn, und der Herzog von Niederbayern bey. Man entwarf den Plan des Feldzuges gegen den drohenden Feind, die österreichischen Prinzen, und den Kaiser, und der Prinz Carl gieng sogleich nach Tyrol, um die Regierung dieses Landes zu übernehmen.

Indes Johann bey allen Mächten sich über die Untreue, und Undankbarkeit Ludwigs beschwerte, und ihre Hülfe suchte; sammelte diese auch Hülfe im ganzen Reiche, und seine Gegenwart bey den verschiedenen Ständen, bey welchem er herumreiste, wirkte mächtig. Carl brach mit dem Frühling des folgenden Jahrs aus Tyrol in das Land des Grafen von Goerz, welcher Desterreiche Parthey hielt, und eroberte seine Schlösser. Das ungarische Kriegsheer verwüstete Desterreich; und zugleich fiel der König von Böhmen dieses Land an. Sein Schwiegersohn, Herzog Otto gieng ihm mit einem Heere entgegen, aber er ergriff bald die Flucht; und Johann gieng unter raschen Eroberungen weiter, und unterwarf sich bis an die Donau ganz Desterreich. Nun vereinigte er sich mit seinem Schwiegersohne, dem Herzoge von Niederbayern und wollte den Weg durch Bayern nach Tyrol sich bahnen; sein Sohn der Markgraf Karl suchte aus Tyrol in Bayern einzubringen. Allein inzwischen kam der Kaiser selbst mit einer furchtbaren Macht an; fiel in Niederbayern ein; die ungarischen Völker verliessen Desterreich; so bald der Kaiser sich diesen Staaten näherte; der Mark-

graf von Brandenburg zog bey Kuffstein in Tyrol ein, und an zwey andern Orten standen Schwaben, und Lombarden. Ein anderer Reichskorps nahm die Lurenburgischen Güter in Elßak weg. So ward jetzt der Sieger Johann an allen Orten angegriffen; und ein fürchterliches Wetter zog sich über ihn zusammen. Die österreichischen Völker giengen über Passau zum Kaiser, und vereinigten sich mit seinem Heere. Man hielt für den sichersten Anschlag, den König von Böhmen selbst anzugreifen, und durch einen schon wahrscheinlichen Sieg, auf einmal den entscheidenden Ausschlag zu geben. Die Heere rückten gegen einander; nur ein Bach trennte bey Landau, die feindlichen Völker, und ein Treffen schien unvermeidlich. Allein, so hitzig Johann war, so wenig war er übereilt: die überwiegende Macht der Feinde, die Gefahr, welcher er sich bloß gab, und die Zweydeutigkeit der Hoffnung hielt ihn vom Treffen ab. Er hatte jetzt keine Lust zu schlagen; so gern er sonst schlug: und befestigte sein Lager so stark, daß man ihn ohne Verlust nicht angreifen konnte. Der unwillige Kaiser verwüstete Bayern, und machte sich bereit, nunmehr einen Einfall in Böhmen zu wagen.

Schon frohlockte jeder Feind des Königs von Böhmen; sah Trophäen auf den Trümmern seiner Macht vorher; nichts war gewisser als die erniedrigendste Demüthigung des furchtbaren Johannes. Doch anders wollte es das Schicksal. Es entstand eine Zwistigkeit unter den verbundenen Fürsten;

die österreichischen Prinzen trennten sich von dem Heere des Kaisers, weil er für die bisherigen Kriegskosten einige Besitzungen verlangte, welche die österreichischen Prinzen nicht geben wollten. Ludwig handelte bey dieser unzeitigen Forderung eben so voreilig und unüberlegt, als Johann schlau und aufmerksam. Dieser machte sich diese Streitigkeiten eifertig zu Nutzen, machte mit dem österreichischen Prinzen unvermuthet Friede; worauf ein Bündniß folgte, welchem auch der König von Ungarn beitrug. So verlohr Ludwig den mächtigsten Beystand, und die Hoffnung, den Krieg nach Wunsch zu endigen: Johann hingegen gewann. Die österreichischen Prinzen entsagten aller Ansprüche auf Tyrol, bezahlten die vom Könige aufgewandten Kriegskosten, und traten Znaym ab. Nicht mehr als ein Monath war vergangen, zwischen den fürchterlichsten gedrohten Unglücke des Königs, und dem rühmlichsten Ausgange des Kriegs.

Jetzt aber, da seine böhmische Staaten gesichert waren, kam ihm die Lust ein, wieder einen Feldzug nach Litthauen zu thun, wo er schon ehedem gewesen war, und ein Auge verlohren hatte. Er zog, mitten im Winter 1336. nach Preussen, um dem deutschen Orden in seinem Krieg gegen die Litthauer beyzustehen. Allein die Frucht dieser Unternehmungen entsprach der Hoffnung nicht: Johann hatte mit seinem Prinzen Carl Norden gesehen; und kehrte wieder zurück.

Zu geschäftig, um nicht allenthalben, wo es nur möglich war, etwas zu unternehmen, nutzte Johann seine Rückreise bey seinen Vasallen in Schlessien. Er wukte sich denselben ganz geneigt, und ergeben zu machen. Am Sonntage Palmarum 1337. leisteten sie ihm in Breslau nochmals mit allem Gepränge der Feyerlichkeiten, den Huldigungseid. Hierauf gieng Johann nach Prag, von da schwärmte er in den Provinzen umher, und folgte seiner Neigung, immer etwas neues zu sehen, zu unterhandeln, und auszuwirken. Wir wollen ihn auf seinen eilfertigen Reisen nicht nachjagen, weil wir doch mit nichts weiter den Leser unterhalten können, als das Johann in Prag, Luxemburg, den italienischen Grenzen, und an mehrern Orten gewesen sey.

Merkwürdiger waren die Unternehmungen seines Prinzen Carls, welcher neue Absichten auf Italien wagte, indem sein Vater ihn an auswärtigen Orten dabey unterstützte. Carl kam beyhm Anfange dieser Expedition in die äusserste Gefahr. Die venetianischen Galeeren umschlossen unterwegs sein Schiff, so, daß er nicht aus ihrer Mitte kommen konnte. Er segelte mit ihnen fort. Als er am neunten Tage an die Küste kam, unter vielen Beugungen, denen die venetianischen Schiffe folgten: that er den Vorschlag, an die venetianische Stadt, vor welcher sie lagen, eine Bottschaft zu senden. „Ich bin doch, sagte er, in eurer Gewalt, und will nun Unterhandlungen pflegen, wie man mich aufnehmen wird.“ Durch diesen Vortrag und verschiedene

Schmeichelen machte er die Venetianer sicher. In dessen dieses vorging, kroch Carl durch die Löcher seines Schiffs in einen nahe stehenden Schifferkahn, bedeckte sich mit Säcken und Regen, und strich so durch ihre Galeeren bis an den Hafen, unter das Schiff. Hier stieg er, nicht ohne Gefahr ans Land, und gieng zu Fusse bis nach Aquilea, wo er mit aller Achtung und Sorgfalt aufgenommen wurde. Die verbundenen Feinde belagerten Padua, und sritten im Felde. Carl aber eroberte mit unmerkten Zügen heranrückend, das Schloß zu Parma, bot dann den verschiedenen Partheyen der Feinde die Spitze, schloß mit den Venetianern ein Bündniß, bekam Padua wieder in seine Gewalt, und gieng, nachdem er verschiedene Stadthalter in seinen Besitzungen zurückgelassen hatte, gegen den Winter nach Böhmen, wo er mit dem Könige von Ungarn, welcher sich mit seiner ältesten Tochter vermählte, eine Allianz gegen alle ihre Feinde schloß. Es fielen verschiedene kleine Gesechte mit einigen Vasallen vor, die ohne Wirkung aufs Ganze, und auch hier auf dem Leser sind.

Der Prinz begab sich nun zu seinem Vater nach Luxemburg, und von da wieder nach Böhmen. Inzwischen wurde zu Frankfurt vom Kaiser Ludwig ein Reichstag gehalten, auf welchem sich auch der König von Böhmen, Johann einfand, und wiederum mit dem Kaiser aussöhnte. Allein Johann blieb dem französischen Interesse dennoch ergeben, und Lud-

wig unterstützte die Absichten des Königs von England, mit welchem er ohnehin verwandt war.

Der Zustand des Reichs gab dem Politiker die verwirrteste Idee, die man je haben kann. Johann unterhielt, mit derjenigen Staatsklugheit, welche ihm eigen war, seine Verbindung mit Frankreich, weil er doch dem Kaiser nicht trauen konnte. Dieser aber ließ sich durch eitle Versprechungen hintergehen. Hätte Ludwig den unternehmenden Geist besessen, welcher den König von Böhmen charakterisirte, so hätten Deutschlands Schicksale einen ganz andern Gang gewonnen. Der Pabst Benedikt der Zwölfte, suchte wirklich die Ausöhnung — der Kirche wie man sprach — mit dem Kaiser, und wurde sogar von einer warmen Neigung gegen ihn, die zuweilen in Thränen anbrach, hingerissen. Allein der König von Frankreich hatte längst Benedikten Fesseln angelegt, von welchen er sich nicht befreien konnte: Ludwig brauchte nicht grosse Einsichten, um Frankreichs Spiel gewahr zu werden; allein, seine unentschlossene Seele ließ sich zu lauter Vergehungen leiten. So gar versprach er, um mit dem Pabste versöhnt zu werden, und Frankreich zur Erlaubniß dazu zu bewegen, nie jemahls wider die Feinde Frankreichs zu streiten. Frankreich nahm diese heilige Versicherung, welche abgedrungen worden war, mit aller Artigkeit an: aber doch nicht erlaubte es die Versöhnung des Kaisers und Pabstes. Ludwig verband sich mit dem Könige von England, welcher eben einen heftigen Krieg gegen Frankreich

führte; und jeko war es Zeit sich an Philipp zu rächen; allein die Saumseligkeit thut nie etwas grosses, und die stehende Gelegenheit verspottet den Zaudernden. Eduard der König von England wurde zum Reichsritter ernannt, und erhielt einige Hülfe aus Deutschland; allein sie war nicht wirksam genug, und endlich ließ sich der Kaiser so gar bewegen, wiederum von der Parthey Englands abzutreten. Der König von England selbst empfand mit Unwillen zuerst die unthätige Hülfe, dann den Kaltsinn des Kaisers, und er hatte nicht Unrecht, daß er den schlechten Erfolg seines ersten Feldzugs, und die Hindernisse seines Glücks, dem Kaiser schuld gab.

Muthiger handelte Johann. Sein Bundesgenosse, der König von Frankreich fand an ihm einen treuen Schutzei. Er kam selbst mit seinem Prinzen Karl, bey der französischen Armee an, und half dem Feinde Abbruch thun. Eduard hatte in andert-halb Jahren, welche er im Kriege jenseits seines Meeres, zubrachte, nichts grosses ausrichten können; und gieng voll Verdruss zurück, um neue Anstalten zu wichtigern Dingen zuzubereiten. Der König von Böhmen schloß im Namen Frankreichs einen Waffenstillstand mit Eduard, und hielt von dieser Zeit an, seinen Leidenschaften nach, sich theils in Frankreich, theils in Luxemburg und Böhmen auf. Ein neuer Vorfall knüpfte die Verbindungen des Königs Johannes mit Frankreich noch enger zusammen, und hob auch zugleich allen Schein einer Freundschaft zwischen ihm und dem Kaiser auf. Ludwig

dem es oft an Entschlossenheit fehlte, wo sie nöthig war, übereilte sich oft mit Handlungen, wo größere Vorsichtigkeit erfordert wurde. Jeso that er einen Schritt, wodurch er sich allgemeinen Unwillen zuzog; er wollte die Vortheile seines Hauses vergrößern, und die Grafschaft Tyrol an dasselbe bringen. Die Gelegenheit dazu war lustig.

Der zweyte Prinz des Königs von Böhmen Johann Heinrich, hatte sich mit der Erbin dieser Grafschaft schon lange vermählt, und besaß dieses Land ruhig, da er Kärnthén, einen Theil seiner Erbschaft an Oesterreich abgetreten hatte. Seine Gemahlinn Margaretha hingegen suchte nunmehr einen Mann los zu werden, der ihr nicht gefiel. Sie beschuldigte ihn des Unvermögens ein Mann zu seyn, und klagte ihn an, als einen, der die ehelichen Pflichten nicht leisten könnte. Der König schlug ihr seinen ältesten Prinzen Ludwig, einen wohlgebildeten artigen Prinzen vor, der damals Wittwer war. Margaretha wollte gern, und vertauschte voll Freuden den muntern Churfürst von Brandenburg mit ihrem untüchtigen Gemahl. Dennoch hat dieser ungerecht beschuldigte Prinz den Vorwurf genugsam durch lebendige Zeugen widerlegt, die ihm seine zweite Gemahlinn gebahr, und wenn Dubrov nicht irrt, so widerlegte schon damals die vorgebrachte Verläumdung der Prinz durch einen natürlichen Sohn. Der Kaiser aber setzte ein Gericht nieder die Beschuldigung zu untersuchen. Der beleidigte Gemahl fand es nicht für nöthig, zu

erscheinen, und Margaretha vermählte sich mit dem Churfürsten von Brandenburg, dem ältesten Sohne des Kaisers, welchem sie die Grafschaft Tyrol zur Mitgabe brachte, die Johann Heinrich ihr abgedankter Gemahl nunmehr nicht verlangen konnte, denn der Kaiser selbst hatte diese vorige Ehe der Margaretha für nichtig erklärt, und ein neues Recht auf Tyrol gab ihm der Vorwand, daß der Graf nie die Belehrung bey ihm gesucht hätte.

Dieser Vortheil eines neuen Landes hatte die nachtheiligsten Folgen; und war nicht mit tiefer Politik ergriffen worden. Man begreift leicht, wie empfindlich dieser Streich dem Könige in Böhmen, und seinem Prinzen seyn mußte. Beyde, der König und der Markgraf Karl reisten herum, und bewegten alles gegen Ludwig. Die Sache selbst redete: Ludwig kam in Feindschaft. Man beschuldigte ihn der Ungerechtigkeit, des Leichtsinns, der Gewalthätigkeit, bey den Fürsten des Reichs erweckte dieser Vorfall die Idee zur Lebhaftigkeit, welche dem Kaiser schon seit vieler Zeit geschadet hatte. Acht Gesandtschaften hatte der Kaiser schon nach Avignon geschickt, und alle waren fruchtlos gewesen. Die übertriebene und beynahe seltsame Demüthigung für den Pabst war immer zeither mit den schimpflichsten Antworten und Bewegungen erwiedert worden. Die Hoheit der Würde selbst hatte dabey gelitten. Frankreich hatte ein spöttisches Spiel mit dem furchtsamen, guten Kaiser gespielt. Immer aber hatte man noch den Kaiser bedauert, jetzt nicht mehr. Der Pabst

Benedikt, dessen Herz gewiß Ludwig genügt war, obgleich sein Mund sich nach Königs Philipps Wünschen richten mußte; auch dieser wurde nun dem Kaiser im Ernste abgeneigt gemacht. Der Churfürst zu Trier, der einsichtsvolle Balduin, hatte bisher immer noch das kaiserliche Interesse unterstützt, verließ es aber nun gänzlich.

Der König von Böhmen, trachtete besonders jetzt nach einer neuen festen Verbindung mit dem Herzoge Albrecht von Oesterreich, welcher sich ohnehin von dem Kaiser, wegen gewisser entrihner Ansprüche auf Niederbayern, und der Belohnung von Kärnthen, die dem Churfürst von Brandenburg ertheilt war, sehr beleidigt fand. Er schickte seinen Prinzen, den Markgraf Karl, nach Wien, um daselbst die Unterhandlungen eines Bündnisses zu Stande zu bringen.

Inzwischen aber erfuhr der alte Held einen neuen Unfall, der nicht übergangen werden kann, weil er am Ende noch dem Charakter desselben in ein helles Licht setzen wird. Johann verlohr völlig sein Gesicht; entweder durch eine Augenkrankheit, oder weil er sich einem ungeschickten Arzte anvertraute, welcher das schon blinde Auge wieder sehend machen wollte, und das andere dazu blinde machte. Man gibt einem jüdischen Arzt aus Arabien zum Urheber von der Blindheit des Königs an. Er ließ allerhand Fechtspiele anstellen, welche sonst immer seine Leidenschaft gewesen waren, um zu beweisen, daß die Blindheit bloße Verläumdung sey. Hier lieh er sich heimlich die

nen

nennen, welche sich wohl hielten, und nannte dann ihre Namen, und lobte ihre Tapferkeit. Dergleichen Spiele wurden nun häufiger, als sonst gehalten: nur wollte man dennoch nicht glauben, was man glauben sollte. Dennoch war der König nicht blind.

Man kann die Verwunderung nicht zurückhalten, wenn man die Art dieser Zeiten, Krieg zu führen betrachtet. Der Charakter der rohesten Wildheit war ihnen eingepögt. Es erschienen Armeen, es geschahen Treffen, es wurden Städte erobert, und fürs Ganze ward entweder nichts gewonnen, oder man verlor bald wieder, was gewonnen war. Immer Bündnisse, und wieder zerrissen; neuer Frieden, und wieder neuer Krieg. Die Kriege, besonders der Fürsten verdienen kaum diesen Namen: richtiger nennt man sie bey ihren alten Namen Fehden; die Verwüstungen der Länder war der vornehmste Erfolg derselben. Ueberdem herrschte ein gewisser unkriegerischer Geist des Zauberns, welcher nicht eine gute Gelegenheit, wie weise Helden thun, erlauern wollte, sondern selber nicht recht wußte, was er wollte. Die fünf Feinde des Königs von Böhmen mit dem Kaiser verbunden hätten in einem andern Jahrhunderte Eroberungen auf Eroberungen gehäuft. Jetzt hatten sie nichts. Es schien, als wenn diese Fürsten sich zwar verbunden hätten, aber aus Eifersucht, einander doch nicht ganz trauten, und wenigstens den Kaiser nicht zu sehr unterstützen wollten: sie selbst aber richteten auch für sich nichts aus. Der Kaiser lag mit seinen Völkern in Unthätigkeit, und

als Johann Böhmen verließ, blieb Ludwig um Regensburg und Nürnberg liegen, müßig, außer daß seine Völker verwüsteten und plünderten.

Johann nutzte die Unthätigkeit seiner Feinde, schuf sich seine Errettung dadurch. Er schwur, noch im ersten Feldzuge die Thore von Cracau zu berühren, und zog zuerst gegen den König von Pohlen, welcher das Städtchen Saar belagerte, sein treuer Gefährte des Glücks wich nicht von seiner Seite; er jagte den König von Pohlen bis nach Cracau zurück, und belagerte ihn in seiner Residenz. Kasimir, welchen die Rache Johannes drängte, und die müßige Trägheit des unentschlossenen Kaisers entrüstete, schloß einen Waffenstillstand mit seinem Sieger aus Böhmen, und hierauf, ohne Vorwissen des Kaisers einen Frieden. Allein Johann machte den Frieden fruchtbar, und schloß in denselben die übrigen Bundesgenossen des Königs von Pohlen ein. Alle fünf Fürsten, welche vor kurzer Zeit Böhmen angreifen wollten, traten, ohne auf den Kaiser zu sehen, mit Johann in Friedensunterhandlungen, und brachten sie bald zu Stande im September 1345.

Nun sah sich Ludwig genöthigt, demjenigen, dem er vor einigen Monathen den Frieden versagt hatte, selbst um Frieden zu bitten. Eine feyerliche Gesandtschaft des Kaisers, ersuchte den König von Böhmen, neuen Unterhandlungen Gehör zu geben, bey welchen blos die Befriedigung des Königs, besonders

wegen der entrißnen Graffschaft Tyrol der Entzweck seyn, und völlige Genugthuung gegeben werden sollte. Johann, dessen entnerbte Staaten einen grossen Krieg nicht wohl ertragen konnten, nahm den Antrag mit bestomehr Bereitwilligkeit an.

Es wurde aufs neue ein Vergleich mit dem Könige von Böhmen getroffen: Ludwig von Brandenburg behielt seine Gemahlin und Tyrol, dagegen aber wurden die Markgraffschaften Górlitz und Bauzen, auf ewig an Böhmen abgetreten, und außerdem noch zwanzigtausend Mark Silbers versprochen, wofür man, so lange bis die Summe bezahlt wäre, die Städte Berlin, Standal und Brandenburg mit ihren Einkünften verpfändete. Der König war zufrieden, aber nicht seine beyden Prinzen. Ohnstreitig bemerkte Karl mit Mißvergnügen eine künftige Ruhe im Reiche, welche seinen mit dem Pabst entworfenen Plan, den Thron von Deutschland zu besteigen, zerstören konnte. Er, und sein Bruder bewilligten nicht den Vergleich, und der Kaiser mußte diese Verweigerung als die erste trübe Wolke eines sich aufthürmenden Wetters ansehen, welches er dennoch mit Hülfe dererjenigen mächtigen neuen Allirten, die er eben erhielt, zertheilen konnte.

Es war der höchste Zeitpunkt für den Pabst, seinen Anschlag wider den Kaiser igt auszuführen, oder er mußte seine völlige Demüthigung erfahren, ohne daß die stärkste Armee etwas erobern konnte.

Der Kaiser stand jetzt in den mächtigsten Bündnissen, welche der schlaue Clemens nicht trennen konnte. Der König von Ungarn, England, Sicilien, die lombardischen Fürsten, der Herzog von Oesterreich, der Churfürst von Brandenburg und andere deutsche Fürsten hatten die Parthey des Kaisers ergriffen, und dieser war im Begriff, neue Rechte für sich in Italien mit gewaffneter Hand zu suchen, Clemens mußte andere Hülfe suchen, und Karl, der Prinz des Königs von Böhmen konnte sie geben. Er kam, nach abgeredetem Plane, mit seinem alten Vater an dem päpstlichen Hofe zu Avignon an, und hier wurde, in der Stille, die Erlangung der Kaiserwürde, für Karl gearbeitet. Was konnte seiner Ehrbegierde mehr schmeicheln, als die Krone des deutschen Reichs? Er war dreyßig Jahr alt, voll von feurigem Muthe, welchen er schon häufig gezeigt hatte, und alle Mittel waren dem ruhmgierigen gleichgültig, wenn er nur seinen Zweck erreichen konnte. Clemens, der Pabst, ob ihm gleich Karl eigentlich einen Gefallen erzeigte, daß er die Kaiserwürde annahm, und das päpstliche Ansehn dadurch bestärkte, verstand die seltsame Kunst, welche nur die schlauesten Geister besitzen, ~~es~~ es nicht merken zu lassen, daß man zage, wenn man wirklich Hülfe nöthig hat. Er ließ sich von den Prinzen sehr vortheilhafte Bedingungen vorher beschwören, ehe er ihm die Kaiserkrone versprach. Man wird aber immer halb einig, wenn beyde Theile mit gleichem Eifer den Endzweck wünschen. Der Pabst und Johann und Karl brachten alles sehr bald in Richtigkeit, was zur Erhebung

des Prinzen auf den Thron Deutschlands gefordert wurde.

Ludwig hielt sich eben in Tyels auf, und wollte mit dem Könige von Ungarn wegen seines Feldzugs nach Italien sich unterreden, als ihn die Nachricht von dem neugewählten Kaiser überraschte. Er hatte Mühe, sie zu glauben, suchte aber eifertig alle Hülfsmittel herbey, seinen Stand zu behaupten, und seinen Gegner im Hervortreten zu stürzen. Die Sorgfalt wurde vom Erfolge begleitet: es erklärten sich eine Menge von Fürsten und Ständen für Ludwig: seine Parthey wuchs, Karl kam ins Gedränge. Aachen, wo er seine Krönung suchte, verschloß ihm die Thore; die Bürger von Lüttich schlugen ihn mit Schimpf hinweg; er gieng zu seinem Großvater nach Trier. Auch hier verminderten seine Hofnung so viel widrige Nachrichten, daß er zwischen sich und dem Throne von Deutschland eine gefährliche Kluft befestigt sah, welche er izo nicht gleich übersteigen konnte. Ohne einem Heere, ohne Geld, der nöthigsten Hülfe seiner Absichten, um sich herum Feinde, und das Glück zuwider, empfand er, wie schwer es sey, eine Krone zu erkämpfen, und an dem Gipfel der Ehre zu klimmen.

Eben zwangen die glücklichen Waffen Edwards des Königs von England, welcher in Frankreich eingebrochen war, den König Phillipp fremden Beystand zu suchen. Er lud den neuerwählten Kaiser und seinen Vater ein, nach Frankreich zu kommen;

und gern nahmen beyde diese Einladung an; da sie von diesem alten Freunde ihres Hauses künftige wichtige Unterstützungen erwarteten. Karl und sein blinder Vater begaben sich zu der Armee des Königs in Frankreich, welcher wider Eduard stritt: Johann der alte, muthige König, konnte durch keine Vorstellungen abgehalten werden, an diesem Feldzuge Theil zu nehmen. Man hat umsonst, bloß seinen Sohn dahin gehen zu lassen; und da man ihn an seine Blindheit erinnerte, wurde er sehr aufgebracht: „Was sagte er, meint ihr, daß ich den Weg nach Frankreich nicht finden sollte, den ich so oft geritten bin? Ich will, und wenn es mir die ganze Welt widerriethe, zu meinem treuen Freund, und Bundgenossen gehen, und mit muthiger Hand für ihn fechten.“ Er sprach's, und gab sogleich zum Ausbruch auf den folgenden Tag Befehl; denn die Schicksale reissen den Sterblichen mit sich fort, und trieben igt unserm König zum Tode.

Phillipp hatte ein mächtiges Heer gesammelt, dessen Zahl die feindliche dreyimal überstieg, Eduard, so bald er die Ankunft des Königs von Böhmen, und die Anrückung des Franzosen erfuhr, zog ihnen entgegen. Beyde Heere stießen bey Crössy in der Piccardie auf einander, und es folgte eine blutige Hauptschlacht den 27. August 1346. Die französische Armee that den Angriff, kam aber in Unordnung, und alle Sorgfalt ihrer Feldherrn war vergeblich. Der König Phillip verlor ein Paar Pferde unter dem Leibe, und unterließ nichts, sein Volk gut an-

zuführen. Der Prinz Karl fochte mit heldenmüthiger Tapferkeit, und verließ das Schlachtfeld nicht eher, bis er alle seine Soldaten um sich her verlohren, und drey Wunden empfangen hatte. Der Sieg trat auf des Königs Eduards Seite, und die Engländer jagten mit Macht ihre Feinde von dem Plage. Man erzählt, daß in diesem Treffen zum erstenmal Kanonen erschienen wären; und vier dergleichen bisher unbekanntnen Donnermaschinen schreiben einige den Sieg zu, welchen die Engländer davon trugen.

Da das Getümmel der Schlacht aufs höchste stieg, und schon die französischen Völker wichen, entflammte sich der Muth des Unwillens in dem blinden, alten Helben Johann. Sollte denn der König von Böhmen jetzt seinen Feinden den Rücken zeigen? rufte er aus, und befahl sich dahinzubringen, wo das Gewühl der Schlacht am heftigsten war. Man rieth ihm ab; aber vergebens. Ich will heute meinen treuen Freund Philipp retten, oder einen königlichen, glorreichen Tod finden; sagte er. Das Gesicht und die Kräfte hatten den König längst verlassen, aber noch nicht sein wilber Muth, und die kühne Verwegeneit. Der blinde König steh sich durch seine zwey Begleiter, Heinrich, einen Mönch von Basel, und Heinrich von Klingenberg, welche ihre Pferde an das feineige zäumen mußten, in die dichtesten Feinde führen, und suchte, und fand hier mit Tausenden den Tod. Seine Lieblingsneigung, zu fechten und zu siegen, machte nicht nur sein ganzes Leben, sondern

auch das Ende desselben ausserordentlich. Petrarck wünschte, daß das Andenken dieses Königs nicht der Vergessenheit übergeben werden möchte. Seine Tapferkeit, und Charakter machte ihn, sagt er, der Verwunderung, aber seine Blindheit zuletzt des Erstaunens werth.

Als der Sieger Eduard den Körper des Königs in Böhmen erblickte, bedauerte er ihn, und sagte: „Auch dieser hat ein besseres Sterbebette verdient.“ Ich weiß aber nicht, ob Johann, wenn er hätte antworten sollen, dieses mitleidige Urtheil würde zu gegeben haben.

Unter die größten Fürsten seiner Zeit hat die Geschichte den König Johann schon längst gezählt. Jung zu Geschäften und wichtigen Thaten gewöhnt, und mit einer wilden Kühnheit geböhren, nahm er an allen Begebenheiten in Europa Theil, und sein Glück war eben so ungewöhnlich, als sein Charakter, welchen ich sein beschriebenes Leben gezeigt hat. Man wird leicht bemerken, daß seine Neigung zum Krieg, und die vielen Feldzüge, welche ihn alle mit Siegen krönten, ihn nicht verhinderten, die Politik zu erlernen. Die verschiedenen Bündnisse, die öftern Ausöhnungen mit dem Kaiser, und einige andere schnelle Veränderlichkeiten hatten mehr in dieser Kunst, als einem unbedachten Leichtsinne ihren Grund. Er schloß mehrmals für andere Frieden, und Unterhandlungen: Europens Mächte fürchteten ihn, und der kluge König von Frankreich bewarb sich um seine

Freundschaft vorzüglich, welcher auch Johann Beständigkeit der Treue leistete. — Das Feuer seines Geistes trieb alle seine Leidenschaften bis aufs äußerste, und ließ seinem Leben nie Ruhe; und seinem Unbedenken keine Dunkelheit.

Erzherzog Siegmund
erster Graf zu Tyrol.

Dieser Fürst war geboren im Jahr 1427 und
starb am 4ten März 1496.

Zwölf Jahre seines Alters zählte Siegmund, als sein Vater Friedrich der Vierte, mit dem Tode abgieng. Auf seinem Todtbette hatte er diesen seinen einzigen Erben, dem Bischoffe zu Brixen, dem Herrn von Croy, seinem Hofmeister, und dem Wähninger auf das dringendste empfohlen. Sie thaten, als treue Rätbe ihre Pflicht; veranstalteten einen allgemeinen Landtag zu Innsbruck, auf welchem die gesammten Stände sowohl über die Vormundschaft des jungen Prinzen, als auch über die einstweilige Verwaltung des Landes berathschlagten, und bald einig wurden, die Ordnung der österreichischen Hausgesetze zu befolgen, und somit Kraft dieser dem ältesten Herzoge die Vormundschaft zu übertragen.

Dieser war damals Friedrich der Fünfte, Herrscher von Innerösterreich. Alsogleich wurden Abgeordnete an ihn geschickt, um ihn nach Tyrol zur Uebernahme der Vormundschaftlichen Pflege einzuladen. Friedrich ließ sich die Einladung gefallen; kam, und unterzog sich sowohl der Vormundschaft, als auch der Landesverwesung; er mußte aber der Landschaft versprechen: „den Prinzen im Innthal zu lassen, weil er an diese Luft gewohnt sey; ihm einen gelehrten, und gütigen Lehrer zuzuordnen, der von männiglich gutes Lob habe; und den Prinzen nicht nur in Wissenschaften, sondern auch in Zucht, und Ehrbarkeit unterrichten könne; das ihm hinterlassene Vermögen getreu aufzuzeichnen, und zu verwahren; die vormundschaftliche Regierung nur vier Jahre lang zu führen, nach deren Verlauf alle Verbindlichkeit der Stände gegen ihn, als Vormünder erlöschten soll! Nachdem Friedrich den Ständen alles dieses zu halten, und zu beobachten zugesagt, und die Landesfreyheiten bestätiget hatte, wurde ihm der Prinz übergeben. Der Herzog Albrecht der Sechste, Friedrichs Bruder, machte zwar gegen diese Anordnung der tyrolischen Stände einige Einwendungen, und verlangte ebenfalls Theil zu haben an der vormundschaftlichen Regierung; ließ sich aber durch beredete Vorstellungen der Stände bewegen hievon abzustehen.

Der gelehrte Ruf des Aeneas Sylvius hatte sich damals bereits ausgebreitet: weswegen Friedrich ihn für den tauglichsten Mann hielt, den jungen Prin-

zen in den schönen Wissenschaften, und den Religionslehren zu unterrichten. Aeneas war zur damaligen Zeit Pfarrer im Sörenthale, und Domherr zu Trient. Er nahm Friedrichs Antrag, der Lehrer Siegmunds zu werden, an, und war in diesem wichtigen Amte so glücklich, seinem Zöglinge nicht nur einen geläuterten Geschmack, und Liebe zu den Wissenschaften beyzubringen; sondern ihn sogar zu einem sehr guten Redner zu bilden.

Das freundschaftliche, und liebevolle Benehmen des Lehrers gegen seinen Zögling, gewann ihm dessen Gunst dergestalt: daß Siegmund auch nachmals als wirklicher Regent ihn seines innigsten Vertrauens würdiger machte, und ihm sogar die Geheimnisse seiner ersten Liebe anvertraute, die Briefe desselben immer bey sich trug, und auch seinen eigenen Styl darnach zu bilden strebte.

Friedrich selbst versäumte keine Gelegenheit seinem Mündel nützlich zu werden, so gut er konnte: er gieng zwar von seinem Versprechen ab, denselben nicht auffer Lande zu führen: er that es aber zu dessen Vortheile, um ihn an seinem Hofe, und auf seinen Reisen selbst weise Lehren, und nützliche Kenntnisse beyzubringen, und um desto besser über seine Ausföhrung wachen zu können. So also brachte Siegmund seine Jugendjahre, bis er das sechzehnte zurückgelegt hatte, bey Friedrich zu.

Nachdem auf diese Weise die vier bedungenen Jahre verfloßen waren, verlangten die tyrolischen Stände den Prinzen zu sich, damit er die Regierung ihres Landes selbst antreten möge. Aber Friedrich weigerte sich ihn verabsolgen zu lassen. Darüber wurden die Stände mißmuthig: sie hielten einen Landtag zu Meran: bewafneten sich; erwählten den Dshwald Sebuer zu ihrem Feldhauptmanne; besetzten das Innthal mit Volk; eruannten die Städte Innsbruck, und Hall zu Verwesern des bemelbten Thales; setzten die von Friedrich aufgestellten Landesregenten ab, und bewogen auch den Jacob Faist, Friedrichs Pfleger zu Rottenburg, und Schwaß dahin, daß er zu ihnen schwur.

Alles gewann das Ansehen einer gewaltsamen Unternehmung wider Friedrich, der damals schon Kaiser war. Indessen sandten sie noch einmal Abgeordnete zu ihm nach Nürnberg, mit welchem die Sache dahin vermittelt wurde; daß Siegmund noch zwey Jahre unter der Vormundschaft stehen; sodann aber ohne alle Weigerung sein Land selbst regieren soll, welches dann auch geschah.

Als Siegmund die Regierung übernahm, jubelten alle seine Unterthanen, und drängten sich freudig zu ihm, um ihm zu hulbigen: denn sie versprachen sich von ihm glückliche Zeiten, und frohe Tage. Sie täuschten sich nicht. Indem der Herzog Albrecht der Sechste, sein Vetter, auf einige seiner Herrschaften Anspruch machte, und er nicht mit ihm

zanken wollte; So war es sein erstes Geschäft sich mit ihm hierüber abzufinden.

Er verschrieb sich ihm also: daß er ihm in Zeit von sechs Jahren hundert und zwanzig tausend Gulden für die Abtretung seiner Ansprüche bezahlen wolle, womit sich auch Albrecht begnügte. Hierauf begnadigte er den von seinem Vater gedemüthigten Wilhelm von Starckenberg, und gab ihm einige seiner verlorren Güter wieder zurück: dafür entsagte aber Starckenberg aller übrigen, die der Herzog noch besaß, und gelobte in Zukunft ein treuer, und gehorsamer Dienstmann zu seyn. Er überlieferte hierauf selbst alle brieflichen Urkunden, die zu seinen eingegangenen Gütern und Schloffern gehörten, und überließ dem Herzoge ihren unge störten Besiß.

Siegmund trat in sein zwanzigstes Jahr, und die treuen Tyroler wünschten, ihn verheurathet zu sehen. Er entsprach ihrem Wunsche, und verhehlchte sich mit Eleonoren, einer Prinzessin Jakobs des ersten Königs von Schottland. Ihr zur Morgengabe schenkte er das Schloß Ambros, Hörtenburg, und Imbst sammt zehn tausend Gulden zur Nutzniessung auf ihre ganze Lebenszeit; späterhin gab er ihr auch das Schloß und die Stadt Frauenfeld im Thurgau zum Geschenke, die ihr auch huldigte.

Zu Trient war der Bischof Alexander gestorben. Ueber die neue Bischofswahl entstand ein Zwist. Die Tomherrn wählten den Tobias von Wolfenstein,

den aber der Pabst Eugen der Vierte, nicht bestätigten; sondern dem Capitel einen andern aufbringen wollte.

Siegmund trat als Mittelsmann zwischen beyde Theile, und beredete die beyden Candidaten freywillig dem bischöflichen Stuhle zu entsagen, worauf Georg Haak zum Bischofe gewählt, und auch bestätigt wurde. Mit diesem erneuerte Siegmund alle alten Verträge, die bisher zwischen der Grafschaft Tyrol, und dem Bisthume bestanden. Das Capitel selbst willigte ein: daß dem Herzoge als Grafen zu Tyrol der Trienterberg eingeräumt, und ihm gestattet wurde, ein Kastell darauf zu bauen, um die Stadt zu beschützen; auch durfte er alle Nutznießung davon beziehen. Dafür versprach aber der Herzog, daß der Berg sammt dem Kastell dem Stifte heimfallen soll, wenn er keine männlichen Leibeserben zurücklassen sollte.

Der Bischoff Georg verwaltete sein anvertrautes Bisthum höchst löblich; übte besonders strenge Gerechtigkeit aus, und strafte mehrere Bösewichter mit dem Tode. Indessen konnte er es doch nicht allen seinen Unterthanen recht machen; er gerieth in Händel mit seinen Bürgern zu Trient; diese giengen gewalthätig zu Werke, und er mußte um ihrem Grimme zu entgehen, seinen bischöflichen Sitz verlassen, und nach Bogen flüchten.

Hier entschloß er sich, dem Herzoge die weltliche Regierung seiner Stifflande auf zwey Jahre lang zu übergeben, bis nämlich Ruhe, und Ordnung wieder hergestellt seyn würde. Siegmund übernahm sie auch; bemächtigte sich der Stadt Trient; setzte den Leonhard Velsegger, und Bartholome von Lichtenslein zu Hauptleuten ein, und wollte strenges Blutgerüst halten über die Räubführer, welche die Flucht des Bischoffs verursachten; stand aber von diesem seinen Vorhaben ab, weil der vertriebene Bischoff inständig für dieselben um Schonung bat. Nachdem alles wieder im alten Gleise war, übergab Siegmund die Regierung wiederum dem Bischoffe, der sie aber nicht mehr führen konnte, weil er auf seiner Reise nach Trient starb.

Weitläufiger, und nicht so schnell beyzulegen war ein Streit, der gleichfalls wegen einer Bischoffswahl zu Brieyen entstand. Der Bischof Johann Köttel daselbst, hatte das Zeitliche geegnet. Die Domherrn wählten mit einhelligen Stimmen den Leonhard Wyßmayer, geheimen Rath, und gewesten Canzler Siegmunds zu ihrem geistlichen Oberhaupte. Siegmund war mit dieser Wahl sehr wohl zufrieden, aber nicht so der Pabst Nikolaus der Fünfte, dieser versagte dem Neugewählten die Bestättigung, und verlangte; daß das Capitel den Cardinal von Cusa als Bischof annehmen sollte, welches der Herzog aber durchaus nicht zugeben wollte.

Diese Uneinigkeit dauerte bis ins zweyte Jahr, in welchem sie durch den Erzbischoff Friedrich zu Salzburg, und Silvester Bischof zu Riemsee dahin beygelegt wurde: daß Eusa Bischof zu Briren seyn, hingegen dem Herzoge als Grafen zu Tyrol alles dasjenige leisten soll, was alle seine Vorgänger auf dem bischöflichen Stuhle dem tyrolischen Landesherrn geleistet hätten, und wozu sie verpflichtet waren; dafür hingegen soll auch Siegmund das Stift Briren als ein treuer Vogt und Schirmherr vor aller Gewalt schützen, und handhaben.

Raum aber war dieser Vergleich getroffen worden, als sich schon wieder neue Ursachen zu Verdriesslichkeiten zeigten. Der Cardinalbischof wollte die Geistlichkeit seines Sprengels untersuchen, und sie reformiren; aber auch zugleich durch Ablässe und andere Neuerungen Geld für den Pabst in Tyrol erheben.

Bey diesem Geschäfte kam er auch in das ansehnliche Frauenkloster Sonnenberg im Pusterthale. Es zeigte sich da bey der Untersuchung, daß die Frau Abtissinn Veronika Stuberinn nicht die beste Wirthschaft führte, und daher wollte er sie ihrer Stelle entsetzen. Veronika wandte sich an den Landesfürsten und suchte um Schutz an, indem sie demselben vorstellte: „Der Cardinal suche unter dem Scheine der Wiederherstellung der Kirchenzucht sich der weltlichen Obergewalt anzumassen, wie er es auch schon bewie-

fen habe." Sie erhielt einen tröstlichen Bescheid. Als dieses der Cardinal vernahm, sperrte er dem bemeldtem Gotteshause und Kloster ohne weiters alle Güter, Gefälle und Einkünfte, so, daß die Klosterfrauen beynahе verhungern mußten.

In dieser Noth beschieden sie nach Ausweis der tyrolischen Landrechte alle ihre Zinnsbauern, und verlangten von ihnen die schuldigen Abgaben. Die gutmüthigen Bauern weigerten sich nicht und brachten sie ihnen. Aber da überfiel sie Gabriel Peack, des Cardinals Amtmann, mit gewasener Hand. Die Bauern entschuldigten sich, daß sie keinen Frevel hieby begangen, sondern nur ihrer Schuldigkeit gemäß gehandelt hätten; sie fielen vor ihm auf die Knie, und erboten sich, vor dem Gerichte sich zu stellen, indessen aber ins Gefängniß gehen zu wollen. Allein der barbarische Amtmann horchte nicht auf die Stimme der Wahrheit, noch auf das Flehen und Bitten der redlichen Einfalt; er ließ alle mit größter Kaltblütigkeit niedermeheln; und eilte, froh dieser grausamen Heldenthat, zum Cardinale, sie ihm zu erzählen.

Dieser hörte die Erzählung dieser gräßlichen That mit Wohlgefallen an, ließ sich in einen silbernen und vergoldeten Kopf Wein einschenken, trank daraus, und überreichte ihn dem Amtmanne zum Geschenke; sprach ihn und seine Mordgesellen von aller Sünde

wegen dieser That los, und gab Befehl; die Leichname der Gemordeten nicht zu beerdigen, sondern sie unter freyem Himmel den Vögeln und wilden Thieren zum Fraße zu lassen, welches dann auch geschah. Damit schloß sich aber das Schauspiel noch nicht; die Klosterfrauen wurden vertrieben, und das Kloster mit bischöflichen Soldaten besetzt. Dieser geistlichen Gewalthätigkeit Einhalt zu thun, both nun Siegmund alle seine umliegende Unterthanen auf; verjagte die Trabanten des geistlichen Hirten aus dem Kloster, und legte dafür seine Krieger ein.

Aber noch bevor, als dieses vorfiel, hatte Siegmund den Cardinal ersucht, ihm die von dem Bisthume Brixen herrührenden Lehen zu ertheilen, so wie diese die Grafen zu Tyrol von jeher besessen hätten. Er erboth sich hierüber zur Ausstellung des gewöhnlichen Reverses. Der Cardinal schlug dieses gerechte Gesuch ab, mit dem Bedenten: die Lehen seyen eröffnet und heimgefallen, weil sie nach dem Absterben des Herzogs Friedrich von zween seiner Vorfahren am bischöflichen Stuhle nicht mehr wären ertheilt worden. Siegmund erzürnte über diese Antwort, und brohete sich mit Gewalt in den Besiz erwählter Lehen zu setzen.

Auf diese Drohung entfernte sich der Cardinal von Brixen, und begab sich nach dem Schlosse Pu-

Henstein, von wo aus er an den Pabst Calixt, dem Dritten, schrieb und vorgab: Siegmund strebe ihm nach dem Leben; er habe ihm bereits nachstellen lassen, darum habe er sich zu seiner Sicherheit auf dieses Schloß verfügen müssen.

Calixt, ohne zu untersuchen, ob es auch so sey, glaubte auch seinem Cardinal, wahrscheinlich aus Guthmüthigkeit, weil er sich nicht vorstellen konnte, daß eine Eminenz ihn mit Lügen oder Verläumdungen hintergehen könne. Dem Cardinale zu Gefallen erließ er ein Interdict, und bedrohte zugleich den Herzog, wenn er binnen acht Tagen dem Cardinale nicht vollkommne Sicherheit leisten werde, er ohne weiters in den Kirchenbann verfallen seyn soll.

Da dem Herzoge das Interdict und die begehrgte Drohung des Pabstes vorgebracht wurde, berief er sich von dem schlecht unterrichteten Pabste auf dem besser zu unterrichtenden, und wenn dieses nicht wirken sollte, auf den Ausspruch einer allgemeinen Kirchenversammlung.

Calixt starb, und ihm folgte auf dem römischen Stuhle Aeneas Sylbins, unter dem Namen Pius der Zweyte. Siegmund hoffte von diesem eine günstigere Wendung seiner Streitsache; den Aeneas war

ja sein Lehrer und Jugendfreund, und sogar der Verfasser seiner Liebesbriefchen gewesen. Er hatte an seinem Hofe zu Innsbruck der Wohlthaten und Vergnügen mancherley genossen. Allein Siegmund verrechnete sich: er dachte nicht, daß Aeneas Sylvius der Pfarrer und Domherr eine ganz andere Person war, als Pius der Zweyte, zu Rom. Jener bedurfte seiner Huld und Gnade, dieser nicht.

Auch Pius erinnerte sich nicht, Pfarrer im Sarenthale gewesen zu seyn, den Siegmund einst mit seinen Gunstbezeugungen überhäufte. Er glaubte daher sehr großmüthig zu handeln, wenn er demselben zwey Jahre Frist gestatte, seine Appellation bey ihm anzubringen. Der Cardinal that in dieser Zeit das Seinige. Er verbot in seinem Sprengel allen Gottesdienst und alle Ausübung der Seelsorgerpflichten. Aber Siegmund ließ sich dieses wenig anfechten. Er zwang die Priesterschaft den Gottesdienst nach gewöhnlicher Art fortzusetzen, und ihre geistlichen Verrichtungen wie bisher nach ihrer Verbindlichkeit auszuüben, und da die Nonnen der heiligen Clara zu Briren einfältig genug waren, dem ungerichten Interdicte des Cardinalbischoffes Folge zu leisten, so verjagte er sie.

Der Cardinal ließ es bey allen bisher vorgenommenen Dingen nicht bewenden. Er machte jetzt auch Ansprüche auf die Silberbergwerke am Gernstein,

nächst an der Clausen gelegen. Siegmund behauptete sie als ein landesfürstliches Regale, in dessen Besitz seit undenklichen Zeiten alle Landesherren der Graffschaft Tyrol gewesen. Allen diesen Streithändeln abzuhelpen, beschied endlich der Pabst beyde Herren nach Mantua, woselbst sie auch wirklich erschienen.

Allein der Cardinal wußte so krumme Gänge zu machen, daß wieder nichts ausgemacht werden konnte. Er veranstaltete sogar während ihres beyderseitigen Aufenthaltes zu Mantua, daß seine Leute die östreichischen Bergknappen vom Gernstein, vertrieben, und das ausgebeutete Erz wegnahmen.

Nachdem beyde unberichteter Sache nach Hause gekommen waren, fieng der Cardinal an, seine Schlösser mit Munition und Probiant zu versehen, und sie mit hinlänglicher Mannschafft zu besetzen. Da er dadurch deutlich seine feindseligen Absichten wider den Herzog an Tag legte, so wurden die Tyroler hierüber dermassen erbittert, daß einige Eble dem Cardinale die Fehde aus eigenem Antriebe ankündigten, um ihren Landesfürsten an ihm zu rächen.

Sie zogen mit einigen Reitern vor Braunegg, wo er sich damals aufhielt, bekamen die Stadt, obgleich nicht die Burg, in ihre Gewalt, und brach-

ten ihn in einen solchen Schrecken, daß er bey Siegmund um gütigen Vergleich ansuchte. Aber seine Reue kam nun zu spät. Siegmund erklärte ihm die Fehde, und rückte mit 800 Mann und vielem schweren Geschütze vor das Schloß, oder die Burg von Brauneegg, fest entschlossen, sich nun wegen der vielen Beleidigungen, die ihm der Cardinal zugefügt hatte, selbst Recht zu verschaffen.

Aber da er nicht rachsüchtig war, so ließ er sich von den Domherren und den Stiftsunterthanen besänftigen, und willigte in einen Vergleich mit dem Cardinal, jedoch nur unter der Bedingung: daß ihm das Schloß, in welchem der Cardinal sich befand, übergeben werden soll. Als dieses geschehen war, und der Cardinal dadurch in seine Gewalt kam, befahl er ihn daselbst zu bewahren, aber so, daß ihm weder ein Leid, noch Ungemach sollte zugefüget werden: auch ertheilte er ihm die Erlaubniß, sowohl öffentlich als heimlich Briefe zu schreiben, und sie zu versenden, wohin es ihn immer belieben möchte.

Um sich des Krieges zu entledigen, und der Gefangenschaft entlassen zu werden, willigte endlich der Cardinal nach drey Wochen in folgenden Vergleich ein: Von beyden Seiten sey alle Feindschaft abgethan; die Fehdebrieve sollen zurückgenommen; den

Lehensleuten ihr Leben ertheilt, daß Interdikt, und der Kirchenbann aufgehoben werden.

Der Cardinal leistete Verzicht auf die Herrschaft Taufers, die ihm verpfändet war; ließ dreytausend Gulden ausständige Schulden nach, und bezahlte für die aufgewandten Kriegskosten zehntausend Gulden. Er wurde also losgelassen; kam nun mit grosser Freundlichkeit zu Siegmund; umarmte ihn, versprach künftig hin sich ihm in allen Dingen willfährig zu bezeigen, und bat ihn, allen Groll aus seinem Herzen zu verbannen, so wie er es bereits gethan habe.

Ihm antwortete Siegmund: „Er der Cardinal sey selbst Schuld an allen dem, so bisher geschehen sey: da er sich aber jetzt so gefällig bezeige, wolle er gerne alles Vergangene vergessen, und sowohl ihm, als seinem Hoffstifte Briren alle mögliche Dienste erweisen!“ Hierauf meldete ihm der Cardinal: er habe dem Pabste versprochen, am nächsten Aufahrtstage Christi seine persönliche Aufwartung zu machen, er hoffe, Siegmund werde dagegen nichts einzuwenden haben. Der Herzog willigte ein, und erbot sich, ihm hiezu alle mögliche Hilfe, und Beförderung zu leisten, und so schieden sie friedlich von einander.

Wer sollte nun nicht glauben, daß alle Feindschaft von beyden Seiten gänzlich getilgt worden

feh. Aber ganz anders kam es. Der Cardinal, nicht so edel als Siegmund, kochte Galle, der Schalk steckte in seinem Herzen; seine Demüthigung; sein beleidigter Stolz, als eines gepurpurten Vaters der Kirche, reizten ihn an zur Rache, und er vergaß, daß Worthalten, und friedfertige Sanftmuth dem Priester vor allen gezieme.

Er war kaum zu Siena mit dem Pabste zusammen gekommen; so fing er an, den Herzog zu verkleinern, und ihn mit so schwarzen Farben abzumahlen: daß Pius der Zweyte keinen Anstand nahm; denselben, und seine Mithelfer wider den Cardinal zu excommuniciren; ihn aller Lehen, die er von Gotteshäusern besaß, verlustig zu erklären, seine eigenthümlichen Güter der römischen Kirche zuzusprechen: sein ganzes Land, und alle seine Unterthanen, ja sogar die Dahinreisenden, mit einem scharfen Interdikt zu belegen, und endlich denselben nach Rom vorzuladen, sich über alles Vorgefallene zu verantworten, und ein öffentliches Glaubensbekenntniß abzulegen. Das Interdikt sowohl, als die Excommunicationsbulle wurden unverzüglich zu Siena, in Mayland, Roveredo, und Zürich öffentlich angeschlagen.

Die schändliche Heuchelei, und Falschheit des Cardinals: das hochmüthige Benehmen des Pabstes, erbitterten Siegmunden, aber tränkten ihn nicht.

Nur konnte er nicht begreifen, wie Pius so leichtgläubig seyn konnte, ihn auf die partheyische, und einseitige Schilderung des Cardinals, so ganz verkennen zu wollen: da er ihn doch in seinen eigenen Briefen immer als einen leutseligen, freundlichen, und saufmüthigen Fürsten beschrieb, und mit Lobeserhebungen überhäuft hatte.

Der Kirchenbann, und das Interdikt wurden daher von ihm so aufgenommen, wie sie es verdienen, mit Verachtung. Um aber doch etwas zu thun, die schwachen Seelen zu beruhigen, schickte er seinen Rath Lorenz Blumenau nach Rom, den heiligen Vater eines Bessern zu belehren, und des Cardinals falsche Anklage in ihr gehöriges Licht zu setzen. Blumenau erschien zu Rom, wurde aber nicht angehört, und erfuhr, daß man sogar seinem Leben heimliche Nachstellungen machte, welchen er auch mit größter Noth entgehen konnte.

Siegmund versuchte noch einmal den Pabst aufzuklären, daher sandte er an ihn den Doktor Heimbürger, einen sehr gelehrten, vieler Sprachen kundigen, und dem Pabste selbst persönlich wohl bekannten Mann. Aber dieser vermochte eben so wenig als Blumenau, und er hatte noch dazu die Ehre, selbst in den Kirchenbann gelegt zu werden, weil er sich unterfieng, vom Pabste auf eine künftige Kirchenversammlung zu appelliren, und die Appellations-

schrift zu Rom und Florenz öffentlich anschlagen zu lassen. In dieser Schrift wurde die Unschuld Siegmunds, und das ungerechte, und übermüthige Betragen des Cardinals Eusa, auf das deutlichste dargethan, und bewiesen. Die Folge dieses Schrittes war, daß Pius den Herzog auf ein neues excommunicirte; ihm so viele Feinde über den Hals zu ziehen sich bemühte, als er nur konnte, und daher den Herzog von Mayland Franz Sforzia, wie auch die Eidgenossen wider ihn aufwiegelte.

Von diesen ergriffen aber nur zwey Kontons, der von Unterwalden, und von Luzern, die Waffen; zogen vor Winterthur; giengen aber bald wieder unberrichteter Dinge nach Hause. Der Cardinal gab seiner Seits eine Schrift heraus, worinn er mit der größten Unterschämtheit behauptete: die Grafen zu Tyrol seyen bloße Dienstinamen von Brixen, und der Bischoff sey der eigentliche Landesherr. Er trug den Kaiser Friedrich die von Brixenerstifts abhängenden Lehen an, und da sie Friedrich anerschlug, wollte er sie einem Herzoge aus Baiern übertragen; aber auch von diesem wurden sie nicht angenommen.

So viele Kunstgriffe aber auch der Cardinal wider Siegmund anwendete, so wenig richtete er jedoch aus; er wurde demnach nachgiebiger, und schien auch den Pabst hiezü bewogen zu haben; weil auch dieser sich gelassener bezeigte, und auf des Cardinals

Ersuchen dem Bischoffe zu Levant, Rudolph auftrug, sich nach der Neustadt zu verfügen, und in Gegenwart des Kaisers die Sache Siegmunds und seines Cardinals zu untersuchen und abzuschließen. Beyde streitende Partheyen waren persönlich zu dieser Verhandlung erschienen, und machten einen Vergleich, der aus acht Punkten bestand; der Kaiser bestätigte ihn, und bat im Namen Siegmunds den Pabst um die Aufhebung der Exkommunikation und des Interdiktes; denn Siegmund selbst konnte sich nicht zu diesem Schritte entschließen, weil er fest bey sich überzeugt war, recht gehandelt zu haben, und daß folglich der Kirchenbann ungiltig und ungerechter Weise über ihn verhängt worden sey.

Pius der Zweyte starb noch vor der Kundmachung des aufgelösten Kirchenbanns; aber was er unterließ, that sein Nachfolger Paul der Zweyte, der jedoch schon wider seine Absichten dabey hatte, indem er von Siegmund verlangte, weil nun der Cardinal Cusa mit Tode abgegangen sey, möchte er das erledigte Bisthum Brixen dem Cardinal von Mantua übertragen. Allein Siegmund willigte nicht ein, und behauptete: das Capitel habe seit siebenhundert Jahren die freye Wahl gehabt, und bey dieser soll es auch sein Verbleiben haben. Er verharrte standhaft auf diesen Sag, und setzte den vom Capitel gewählten Georg Malser, wider den Willen des Pabstes und des Kaisers, als Bischoff von Brixen ein, ob schon er für diesen sieben Jahre und sechs Monate kämpfen mußte.

Siegmund wäre sehr glücklich gewesen, hätte er nur mit Eusa allein zu thun gehabt. Allein er mußte auch, während seiner Handel mit jenem, zugleich auch andere Fehden bestehen, die ihm die Eidgenossen unter dem unbedeutendsten Vorwande, und auf die ungerechteste Weise ankündigten. Sie beschuldigten ihn, er habe sie bey dem Pabste verklagt, und ihnen den Kirchenbann auf den Hals geladen: er habe denen von Rapperschwyl, die von seinem Vorfahren gemachten Schulden, abzuführen, sich geweigert, und den Wigulejus Grodner, einen Bürger von Zürich, Gerechtigkeit versagt.

Siegmund verantwortete sich auf diese Beschuldigungen gründlich in einem Schreiben an den von Haron, in welchem er zeigte: die Eidgenossen hätten wider die zu Constanz getroffene Abrede gehandelt, weswegen er sich bey dem Pabste beschweret habe; sie hätten mit denen von Rapperschwyl nichts zu schaffen, weil sie österreichische Unterthanen, und nicht die übrigen seyen; der Grodner sey Bürger zu Zürich geworden, nachdem er sich aus Tyrol geflüchtet habe, um sich der wohlverdienten Strafe zu entziehen.

Der ganze Hergang der Sache aber verhielt sich; wie folgt: Der fünfjährige Frieden dauerte noch, als einige Mißhelligkeiten wegen Glaris zwischen

Siegmund und den Eidgenossen entstunden. Von beyden Theilen wurde eine Tagfahrt beliebt, die zu Constanz gehalten werden sollte, und woselbst sie vor den Abgesandten des Königs von Frankreich, und des Papstes ihre Beschwerden, und Klagen vortragen, und sodann eine gütliche Vermittelung statt haben soll.

Siegmund versprach bey dieser Gelegenheit den fünfzigjährigen Frieden fest, und unverbrüchlich zu halten, als welcher noch drey Jahre zu dauern hatte. Er hielt Wort, nicht aber die Eidgenossen; denn als sich die Bürger von Rapperschwyl in zwey Faktionen getheilt hatten, wovon eine Oestreich getrenn blieben, die andre in den Schweizerbund treten wollte; so erschienen auf einmal vor ihren Thoren die Luzerner, und Unterwaldner, und nahmen die Stadt weg, schickten sodann dem Herzoge ihre Absagbriefe zu, und kündigten ihm den Krieg öffentlich an. Da dieses die übrigen Eidgenossen sahen, und wohl merkten, Siegmund sey auf keinen Widerstand vorbereitet, thaten sie ein gleiches, wozu sie die beyden Grabner aufzuwiegeln nicht unterliessen.

Diese Grabner, Bernhard, und Wigulejus, hatte Siegmund mit sich aus Oestreich nach Tyrol gebracht; ihnen alle mögliche Gunst und Gnade erwiesen; sie aber mißbrauchten diese dergestalt; daß sie ihm nicht

nur die Regierung aus den Händen gewunden, und ihn von sich gleichsam abhängig gemacht hatten, sondern sie wußten sich auch mehrere Herrschaften zuzueignen, die ihnen Siegmunds Güte überließ. Sie gelobten ihm aber unter einem Eide, dieselben wieder zurückzugeben, wann es ihm immer gefällig seyn sollte.

Endlich gieng ihre Vermessenheit so weit, daß sie sich des landesfürstlichen Siegels bemächtigten, und durch dieses Mittel allerhand Verschreibungen ausstellten, welche dem Hause Oestreich zum größten Nachtheile gereichten. Albrecht der Sechste hatte sie deswegen sowohl schriftlich, als mündlich eigen- nützige und untreue Diener gescholten, und bey Siegmund darauf gedrungen: sie zu Recht zu laden, um über ihr Betragen Rede und Antwort zu geben. Die Gradner schienen damit zufrieden zu seyn, und erboten sich abermals alle ihre Güter, Schlösser und Herrschaften dem Herzoge abzutreten, wann es ihm beliebte.

Indessen als sie wirklich vor Gericht geladen wurden, sträubten sie sich zu erscheinen. Die gesammte Landschaft Tyrol hat nun den Herzog, sich dieser Menschen zu entschlagen, und alle die Herrschaften, welche sie von ihm listiger Weise erschlichen hätten, zurückzufodern, welches er auch that. Jetzt schritten die Gradner zu offenbarer Gewalt, und schickten dem

Herzoge, und seinem Landeshauptmanne dem Bischof von Trient, Fehdebrieße zu.

Siegmund mußte gerade um diese Zeit nach Wien reisen, er trug also die Führung der Fehde dem Bischoffe auf, der den Gradnern ihre Hauptfestung Piffem. abnahm, worauf Wigulejus sammt seiner Gemahlinn, einer gebornen von Storckenberg, nach Zürich entflohen, sich zum Bürger machen ließ, das Schloß und die Stadt Eglisau erkaufte, und also den Eidgenossen sich in die Arme warf. Diese verlangten vom Herzoge, er sollte die Gradner als Bürger der Eidgenossen nach Inhalt des fünfzigjährigen Friedens vor einem Obmann und Beyßer ums Recht vernehmen, welches Siegmund aus gegründeten Ursachen abschlug, und so kam zum Friedensbruche.

Die Eidgenossen zogen in den Thurgau, nahmen alsogleich Frauensfeld, das Eigenthum Eleonorens, der Gemahlinn Siegmunds weg, belagerten Diesenhofen, und eroberten es. Die Gradner selbst rückten vor Winterthur, und da sie hier nichts ausrichteten, giengen sie den Rhein hinauf vor Fussach, überwältigten dieses mit stürmender Hand, und hauchten die Besatzung nieder. Die von Bregenz und Dorenbüren kauften sich von fernerer Beschädigung los.

Diesen Kriegtumult benutzten die Appenzeller, und nöthigten den Jakob Peyrer von Hagenweil, Ritter, ihnen die von Oesterreich Pfandweise besessene Vogtey des Rheinthales und der Herrschaft Rheined um sechstausend Gulden abzutreten. Diesen Fehden machte Ludwig Herzog von Baiern ein Ende, indem er einen fünfzehnjährigen Frieden zu Constanz bewirkte, in welchem die gemachten Eroberungen jedem Theile einstweilen verblieben. Die Grabner waren aber in diesen Friedensvertrag nicht eingeschlossen, sondern ihre Forderungen wurden durch kaiserliche Commissäre untersucht, und dahin ausgeglichen, daß Siegmund den Bernhard Grabner und seiner Gemahlinn Wigulejus war bereits todt) zehntausend Gulden ausbezahlen, hingegen alle ihre Schlösser, Häuser, Hab und Güter in Tyrol behalten soll. Sie nahmen sogleich neuntausend Gulden baar, und entsagten all ihren Forderungen auf ewige Zeiten.

Weggelegt war nun zwar diese Fehde, aber der Keim des Mißtrauens und der Eifersucht der Eidgenossen wider Oesterreich nicht ausgerottet, er trieb gar bald neue Sprossen der Zwietracht, und ein neuer Krieg war die Wirkung deren, der gleichfalls auf Seite der Eidgenossen so ungerecht als der erste war. Der Kaiser Friedrich hatte dem Herzoge Siegmund schon vor einigen Jahren, bevor der erste Krieg anfieng, angelegen, die Stadt Schaffhausen wiederum vom Reiche zu lösen, und sie mit Oestreich zu verbinden.

Siegmund gieng den Vorschlag ein; schickte einige seiner Rätthe und viele vom Ubel mit einem schönen reißigen Zeuge dahin, und ließ die Stadt auffodern, sich an ihre alte Herrschaft von Oestreich zu ergeben. Die Bürger widerstanden nicht, sondern versprachen der Herrschaft wieder gehorsam zu seyn, jedoch mit Vorbehalt ihrer Stadtfreyheiten. Die österreichischen Abgeordneten wollten in diese Bedingung nicht willigen, sondern setzten einige Artikel auf, deren Beschwörung sie von der Bürgerschaft unbedingt verlangten.

Dieses Ansinnen wurde zurückgewiesen, und die Bürger schlossen heimlich einen Bund mit den Eidgenossen auf fünf und zwanzig Jahre, nahmen Besatzung derselben in ihre Stadt, und somit mußten die Oestreicher abziehen. In dem mit Oestreich erfolgten Kriege blieb sie neutral, ließ sich aber in eine Fehde ein, welcher Pilger von Heudorf, Ritter in Canton Hegau, mit den Brüdern Hanns und Conrad von Fulach, Bürgern von Schaffhausen, um das Schloß Laufen am Rheinfalle führten.

In dem Frieden zu Constanz wurde diese Fehde nicht abgethan, also dauerte sie fort. Die von Schaffhausen und Zürich nahmen Parthen für die Fulacher und entrißen dem Ritter Heudorf das Schloß. Dieser begab sich nun wahrscheinlich in den Schutz Sieg-

munds; denn das er zur Zeit, als er Laufen verlor, weder Rath noch Diener, weder Mann noch Hinterfuß von Oestreich war, sagt er selbst in einem Schreiben an die von Schaffhausen, und ein gleiches sagt Siegmund in seinem zu Wallshut errichteten Friedensinstrumente.

Heudorf bewirkte bey dem kaiserlichen Reichsgerichte zu Rotha, einst weil die Ucht und Oberacht wider die von Sulach: damit nicht zufrieden, nahm er auch den Bürgermeister von Schaffhausen, Hannsen, am Stob gefangen, und ließ ihn nur gegen Erlag von achtzehnhundert Gulden wieder los. Dieses Handels wegen wurden einige Tagsatzungen angeordnet, aber dabey nichts geschlichtet, denn es wurde dem Herzoge zugemuthet: daß er statt des Heudorfers, denen von Schaffhausen die achtzehnhundert Gulden ersetzen soll, weil sie vorgaben, gefänglich sey niedergeworfen worden.

Siegmund wies dieses ungerechte Unfinnen ab und hierüber rüsteten sich die Eidgenossen, legten Kriegsvolk in die Stadt Schaffhausen und einige Knechte von Unterwalden zogen gegen Waldhut, nahmen daselbst einige östreichische Knechte gefangen und führten sie nach Rheinau. Ehe noch, als dieses geschehen war, hatten die Rapperschwylser, den Grafen Eberhard nach Zürich aufgehoben, und ins Gefängniß geworfen, in welchem er lange Zeit lag,

und schwächen mußte, und seine Freyheit nicht eher erhielt, als bis er demselben achttausend Gulden erlegte, und noch andere Kosten ersetzt hatte. Ihrem Vorgeben nach, thaten sie dieses, weil sie an Siegmund noch einige alte Schulden zu fordern gehabt hätten. Die Eidgenossen selbst hielten diese Frevelthat der Rapperschwylter für eine Verletzung des fünfzehnjährigen Friedens: indessen leisteten sie doch dem Herzoge keine Genugthuung dafür.

Alle diese Vorfälle erbitterten die Gemüther so, daß es nur noch auf einen Stoß ankam, die gereizten Kräfte in volle Thätigkeit zu setzen. Auch dieser kam. Der Suintgauische Adel gerieth in Streit mit den Bürgern der Reichsstadt Mühlhausen; diese, um sich ihrer Feinde zu erwehren, traten in einen Bund mit den beiden Cantons Solothurn und Bern, worüber der Krieg losbrach. Dem Herzoge als Landesheerrn des Suintgaves wurden von verschiedenen Cantons Absagebriefe zugesandt, denen unverzüglich gewaffnete Mannschaft nachfolgte.

Der Hauptzug gieng durch den Klettgau nach Waldshut und dem Schwarzwalde; jenes wurde belagert, dieser aber durchplündert, und gebrandschatzet, woben der Abt zu St. Blas sich mit dreytausend Gulden lösen mußte. Dem Herzog gieng eigentlich die Fehde des suintgauischen Adels nichts an, und er

that auch beswegen nichts; was ihm von Seite der Eidgenossen einen Krieg hätte zuziehen können. Aber es gefiel diesen, ihn zu bekriegen; sohin mußte er auch ungerechte Gewalt von den Seinigen mit Gewalt abzutreiben suchen. Er führte daher eine Armee von beyläufig dreyzehntausend Mann vor Waldshut, um diese Stadt zu entsetzen.

Allein List, oder Verrätherey bereiteten sein Vorhaben. Ein Gerücht, dessen Entstehungsquelle Niemand wußte, verbreitete sich plötzlich in seinem Lager, als sey die ganze Eidgenossenschaft wider ihn im Anzuge. Ein wahrer und panischer, oder vielleicht auch nur verstellter Schrecken überfiel sein Heer; alles lief auseinander, und er wurde beynah ganz allein gelassen. So in die Enge getrieben, mußte er einen höchst nachtheiligen Frieden eingehen, welcher der Waldshuter Friede genannt wird. In diesem Kriege hatten sich die Eidgenossen dadurch ausgezeichnet, daß sie sechs und zwanzig Schlöffer eingenommen und zerstört, und bey zweyhundert Ortschaften im Sontgane abgebrannt hatten.

Die Friedensbedingnisse legten dem Herzoge auf: den Eidgenossen in Zeit von neun Monaten zehn tausend Gulden für die Kriegskosten zu bezahlen, oder ihnen Waldshut, und den Schwarzwald zu überlassen; den Schaffhausern aber statt des Heudorfers achtzehnhundert Gulden zu ersetzen. Diese

Artikel kränkten ihn, und zwar nicht sowohl, weil sie für ihn drücken d waren, als vielmehr, weil die Eidgenossen keinen Rechtsgrund hatten ihn zu bekriegen, und es auch blosses Unglück war, warum er sich solche Bedingnisse mußte gefallen lassen.

Er reiste daher nach Nürnberg, Frankfurt, und an andre Orte Deutschlands, um den Reichsfürsten seine mißliche Lage zu Gemüthe zu führen, und sie zu einem Bunde wider die Eidgenossen zu bewegen. Aber Unglückliche finden nur selten thätige Freunde; so ergieng es auch ihm.

Jedermann gab ihm schöne Worte, aber keine Hilfe. Er entschloß sich daher nach Frankreich zu gehen, und bey Ludwig den Elften zu bewirken, was ihm in Deutschland nicht gelang. Allein Ludwig der eigennützigste, arglistigste Fürst seines Zeitalters, fand es seinem Vortheile nicht angemessen, den Herzog zu unterstützen; also schlug auch dieser Versuch fehl.

Endlich wandte er sich an Carl den Kühnen, Herzog von Burgund, von dem er aber nichts anders als Geld verlangte, und auch erhielt. Er versetzte ihm zum Unterspfande die Grafschaft Pfirt, den Surtgau, und Schwarzwald sammt den Waldstädten, und empfing die Summe von hunderttausend

Gulden womit er den Eidgenossen seine in Frieden versprochene Schuld abtrug.

Den verpfändeten Ländereyen gab Carl der Kühne zum Landvogte, den Peter von Hagenbach, einem Ritter. Dieser Mann war hochmüthig, stolz, geizig und wohlhüstig; er behandelte die Bewohner jener Ländereyen wie ein orientalischer Despot seine Sklaven. Ihre Abgaben wurden vermehrt; ihre Weiber und Töchter mißhandelt; sie mit Frohdiensten aller Art gequält und jedem Unfuge, und Muthwillen der Trabanten des Despoten, die meistens Italiener, Piccarden, und Wallonen waren, Preis gelassen.

Am strengsten verfuhr Hagenbach mit den Bürgern von Breysach, denn da hatte er seinen Wohnsitz aufgeschlagen. Tief fühlten die Unterthanen bemeldeter Länder ihre Drangsale; sie baten einmal ums andere, daß Siegmund sie wieder auslösen, und seine gütige Vaterhand, die sie bisher so sanft geleitet, über sie ausstrecken möchte.

Siegmund erhörte ihre Bitten; suchte in möglichster Eile die schulbige Summe zusammen zu bringen, und legte sie dann zu Basel nieder; sandte zween Herolde an den Herzog ihm zu melden: „daß er nun seine Länder wieder einlösen wolle, weswe-

gen er die Wiederlösungs Summe bereits zu Basel hinterlegt habe." Carl wollte sich aber hiezu nicht verstehen, weil, wie er sagte, daß Geld nach dem eingegangenen Vertrage zu Besançon zu erlegen sey; er bedrohte nebstbey den Herzog mit seiner Rache, wenn er auf der Einlösung des Pfandes bestünde.

Des mächtigen Carls Drohungen schreckten den Herzog nicht, sondern trieben ihn vielmehr an, auf Mittel und Wege zu denken, ihm zuvorzukommen; sich mit Geld auf jeden Fall zu versehen; und durch Freunde, und ansehnliche Bundesgenossen sich zu verstärken. Ludwig der Eilfte von Frankreich, dessen Interesse es erforderte; Carl den Kühnen nicht gar zu mächtig werden zu lassen, kam unserm Herzoge jetzt gleichsam freywillig zu Hülfe, und bewirkte, daß ein von ihm zu Genlis entworfener Vertrag einer gänzlichen Ausöhnung, und Erbeinigung zwischen Siegmund, und den Eidgenossen zu Constanz abgeschlossen, und von beyden Theilen unterschrieben, und bestätigt wurde. In diesem entsagte Siegmund für sich, und seine Erben seinen Ansprüchen auf die von den Eidgenossen eroberten österreichischen Länder, und Herrschaften: sie hingegen versprachen ihm alle Brieffschaften, Urkunden, Bücher, Verzeichnisse, und Schriften, die auf österreichische Herrschaften, und Gerechtfame Bezug haben, treulich zu überliefern, des Herzogs Länder zu schirmen, und ihm auch behilfflich zu seyn, seine dem Herzoge von Burgund verpfändeten Länder wieder zu erhalten.

Diesem Bündnisse traten auch bey. Reinhard der Zweyte, Herzog von Lothringen, die Bischöffe von Constanz, und Basel; die Städte Straßburg; Schlotstadt; Colmar; Mompelgard, und Basel; einige Landesinsassen im Elsass und Suntgaue. Durch diesen Bund verstärkt war nun Siegmund mächtig genug sich dem Fürsten von Burgund entgegen zu setzen, wenn er Gewalt brauchen, und ihm seine verpfändeten Länder nicht herausgeben wollte.

Er kam nun selbst aus Tyrol seine nach ihm sich sehnenden Unterthanen zu sehen, und sie vom Drucke ihres Tyrannen: Peter von Hagenbachs zu befreien. Seine Reise gieng über Constanz, Zürich, nach Einsiedeln, wo er seine Andacht verrichtete, und den Himmel um einen glücklichen Ausschlag seines Vorhabens bath.

Von da kam er nach Basel, wo er seinen Rath versammelte, den Ritter von Eptingen mit zweyhundert Reifigen in den Breisgau einzurücken, und das Land wiederum in seinem Namen in Besitz zu nehmen befahl, welches jest um so leichter geschehen konnte. Da die Bürger von Breysach seines nahen Beystandes versichert, ihren Tyran bereits gefangen, und in einem Thurm wohl verwahret hatten.

Von Basel nahm er seinen Weg den Suntgau durch, den Elfab herauf über Ensisheim, gieng bey Breysach herüber nach Freyburg. Wo er nur durchreiste, wurde er nicht nach dem Gepränge eines Landesherrn; sondern als ein von seinen Unterthanen, als von Kindern geliebter Vater empfangen. Indem seine Ankunft gerade in die Osterzeit einfiel, so sangen ihm die Kinder auf den Gassen entgegen, „Christus ist erstanden. Dieß wollen wir alle froh seyn, Siegmund soll unser Trost seyn. Kyrie eleyson.“

Der Herzog Carl von Siegmund konnte den Verlust der verpfändeten Länder nicht ertragen, und die Enthauptung seines Landvogtes unmöglich gleichgültig ansehen; darum schickte er noch im nämlichen Jahre eine Armee von achttausend Mann in den Suntgau wider dem Erzherzog und seine Verbündete. Die Armee zündete einige Dörfer an, erschlug vieles Landvolk, und schleppte Weiber, Kinder und Männer, wie auch zweytausend Stück Vieh aus dem Lande.

Der Erzherzog und Reinhard von Lothringen, und vorzüglich die Eidgenossen zogen wider den Burgundischen Fürsten. Carl verlor drey Treffen und blieb in den letzten zu Nancy selbst auf der Wahlstätte. Hierauf nahm Siegmund sein zu Basel hin-

terlegtes Geld wieder zu sich, und bekam seine gegebene Pfandschaften auf diese Weise unentgeltlich zurück.

Wegen einiger Ansprüche, die Albrecht Herzog in Boinen, auf Ehrenberg, Rodenegg und Stain auf dem Kitton machte, verglich sich der Erzherzog dahin: daß er demselben die Festung Fragenstein und die Herrschaft Landegg verschrieb, auf den Fall jedoch nur, wenn er vor Albrecht sterben und keine ehliche Erben hinterlassen würde. Der Herzog sollte sie so lange inne haben, bis ihm vier und zwanzigtausend Gulden als Einlösgeld dafür erlegt seyn würden; sollte jedoch Albrecht vor Siegmund aus dieser Welt scheiden, so soll auch der gegenwärtige Vertrag keine Giltigkeit haben.

Albrecht versprach hingegen dem Erzherzoge, dreyhundert Reifige drey Monate lang mit eignen Kosten zu unterhalten, und sie ihm zu Hilfe zu senden, wenn er ihrer bedürfen würde; auch entsagte er allen fernern Ansprüchen auf obbemeldte Dertter.

Siegmund war sanft und friedfertig; er suchte nie einen Krieg; aber dessen ungeachtet mußte er fast immer kämpfen, und noch in seinem Greifenalter hatte er mit den Venetianern einen blutigen Streit, den er aber zum höchsten Vortheile seines

Landes nach sieben Monaten rühmlichst endigte, wornach er endlich in seinem sechs und sechzigsten Jahre von seinen äussern Feinden unangefochten blieb. Indem er selbst friedfertig dachte, so wünschte er auch die Fehden benachbarter Fürsten auszugleichen und ihnen Ruhe zu geben.

Es gelang ihm auch, daß er die Herzoge von Baiern mit einander versöhnte und den Herzog von Mailand mit den Schweizern vergleichen konnte. Für den unglücklichen Fürsten von der Pfalz legte er auch beym Kaiser Friedrich sein Fürwort ein, und bemühte sich, eine Ausöhnung zwischen beyden zu bewirken; aber hier vermochte er nichts. Mit dem Kaiser selbst stand er zwar niemals auf einem sehr freundschaftlichen Fusse; allein dessen ungeachtet versäumte er nicht, ihm zur Zeit der Noth beizustehen.

Er sandte ihm Hilfsvölker wider Carl dem Kühnen in der Belagerung von Neuf; er führte in eigener Person ein Korps nach den Niederlanden, um dessen Prinzen, den Erzherzog Maximilian, aus der Gefangenschaft der Flandrer zu befreien. Er trat ihm freywillig nach dem Tode des Erzherzoges Albrecht des Sechsten, sein Recht, so er auf den dritten Theil Oestreichs zu haben behauptete, ab, und ließ ihm alle von Albrechts Kriegsvölkern noch besetzte Burgen und Flecken eröffnen. Dem Herzoge

Albrecht von Bayern war er mit innigster Freundschaft zugethan, und eben darum begünstigte er seine Heurath mit Kunigunden, die Friedrich der Vater seiner Obsorge anvertrauet hatte.

Zwar sträubte sich Friedrich dagegen, und wollte das Eheband aufgelöst wissen; allein der Erzherzog brachte ihn doch zu Gunsten seines Freundes dahin, daß er endlich nachgab, und gut seyn ließ, was bereits geschehen war. Siegmund versöhnte ihn, indem er sich entschloß, die Regierung niederzulegen, und Tyrol und die Vorlande dem Prinzen Maximilian, dem einzigen Erben Friedrichs zu übergeben; Er bedung sich dabey nichts anders aus, als daß ihm Maximilian jährlich, zwey und fünfzig tausend Gulden zu seinem Unterhalte reichen, ihn überall jagen, und seine Wohnung nehmen lassen soll, wo es ihm beliebet, nebstbey soll er ihm den Pühlhof frey geben, und seinen Morstall mit Streue und Heu, und Holz versehen.

Diese Uebergabe soll jedoch für nichtig angesehen werden, wenn er etwa selbst noch einen Sohn erzeugte; die Töchter aber, wenn ihn Gott mit solchen noch vielleicht in seinem grauen Alter segnen sollte, sollen keine Aenderung am Vertrage machen, sondern von seiner Majestät dem Kaiser nach ihrem Stande und Herkommen verheurathet werden.

Nach geschehener Uebergabe seiner Länder zog er sich von allen Staatsgeschäften zurück, und lebte in stiller und häuslicher Ruhe die letzten Jahre seines Lebens. Einen einzigen Verdruß erlebte er noch kurz vor seinem Hintritte aus dieser Welt; er erwischte seinen Canzler Hanns Puch auf vielfältiger Untreue gegen sich, weswegen er ihn des Landes verweisen mußte, so schwer es ihm auch fiel.

Nicht lange nach diesem unangenehmen Ereignisse erkrankte Siegmund, stand nicht wieder vom Krankenbette auf, sondern verließ dieses zeitliche Leben als ein siebenzigjähriger Greis, reif an Jahren und wohlthätigen Handlungen.

Obchon Siegmund nie vom Hypochondrie gequält wurde, und nichts weniger als einsiedlerisch dachte, so liebte er doch die Einsamkeit, und romantisch öde Gegenden, vorzüglich wenn sich daselbst reiche Fischwasser befanden. In dergleichen Gegenden brachte er manche Zeit zu, und hatte sein Vergnügen daran, dort Schlösser zu erbauen, und ihnen seinen Namen zu geben, auf solche Weise bekamen fünf Schlösser seinen Namen.

Macht man nun zum Schlusse der Geschichte Siegmunds einen Rückblick auf sein ganzes Leben,

so kann man sagen, ihm fehlte zum frohen Daseyn und zur irdischen Glückseligkeit nichts, als daß er in seinen Kindern nicht glücklich war, indem sein einziger Sohn Wolfgang, erster Ehe, so wie drey Töchter schon in der Wiege starben, seine zweyte Gemahlinn aber Catharina von Meissen, unfruchtbar blieb.

10
In dem Jahr 1711, den 10ten Junij, ist
aus dem Reich der Kaiserlichen Majestät
in dem Reich der Kaiserlichen Majestät
aus dem Reich der Kaiserlichen Majestät

